



Werner Störk © Copyright 2021

Mythos Schönenbuchen: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“

Friedrich Schiller, Dramen, Die Jungfrau von Orleans 1. Akt 9. Auftritt

- *Letzi, Letzegraben, Letzen und der Letzberg.*
- *Tafelbild in der Kapelle mit Krähenfüßen und Schnapphähnen.*
- *Die Armagnaken 1444 bei St. Jakob an der Birs bei Basel.*
- *Rätselhafte Spuren in der Sagenwelt.*
- *Klein-Hünigen und Hünigen.*
- *Einzigartiger Flurname Schwedengrab.*
- *Schweden oder Armagnaken?*
- *Schönau und der Hauensteiner Landfahnen.*
- *St. Blasien und der Hotzenwald 1632 – 1634.*
- *Standortbeschreibung der Kapelle.*
- *Vom heidnischen Heiligtum zur vielbesuchten Wallfahrts-Kapelle.*
- *Weltliches Schlachtengemälde oder katholisches Votivbild?*
- *Orale Überlieferungskontinuität seit Jahrhunderten?*
- *Von Schlachten, Feuerwaffen, Fahnen, Piken und Hellebarden.*
- *Schlossboden, Eck und Hau (Böllen/Neuenweg).*
- *Historisches militärisches Umfeld mit Recht- und Wüstgläubigen.*
- *„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“*
- *Mythos St. Jakob 1444, fake news und alternative Fakten.*
- *Schweden als Franzosen und Franzosen als Schweden.*
- *Zehn überdenkenswerte Gründe einer Neubewertung.*

Dank

Mein besonderer Dank gilt Benno Dörflinger (Todtnau), Prof. Dr. Schubring (Hausen), dem Fernleihe-Team der Stadtbibliothek Schopfheim, dem Vermessungsamt Lörrach und André Hönig (Badische Zeitung).

Kurze Stadtgeschichte Schönau und historischer Bergbau rund um Schönau

„1113 (Kopialüberlieferung 16. Jahrhundert) Scoennowa, Schoenow. Die Besiedlung des Tals dürfte im wesentlichen im 10. Jahrhundert von Westen her durch weltliche Herren vor sich gegangen sein, doch ist auch Einfluß und früher Besitz des Klosters St. Trudpert zu berücksichtigen. 1113 erhielt das Kloster St. Blasien umfangreiche Besitzungen aus der Hand mehrerer verwandter Geschlechter, u.a. der Herren von Waldeck und von Eichstetten. Durch weitere Schenkungen und Käufe kam bis 1260 das ganze Gebiet der nunmehr gebildeten Vogtei Schönau unter sanktblasianische Grundherrschaft. Schutzbögte des sankt-blasianischen Besitzes waren bis 1125 die Bischöfe von Basel, nach ihnen bis 1218 die Herzöge von Zähringen. Danach erscheinen als Vögte der Täler von Schönau und Todtnau die Herren von Staufeu. 1321 siegelt schon der habsburgische Landvogt, 1336 erscheint das Wappen Österreichs im Siegel der Talvogtei. Unter österr. Landesherrschaft, die sich aus der Kastvogtei über St. Blasien entwickelte, war Schönau ein Bestandteil der Grafschaft Hauenstein und unterstand unmittelbar dem Waldvogt in Waldshut. Die sanktblasianische Grundherrschaft errichtete in Schönau neben der örtlichen Vogtei ein Amt Schönau unter einem Ammann, dem die 49 Ortschaften der Talvogteien Schönau und Todtnau und der Fröhd sowie der Klosterbesitz in der Vogtei Zell und in sieben Orten der Markgrafschaft Hachberg-Sausenberg unterstanden. Zur Talvogtei Schönau gehörten mit eigener Gemarkung die später selbständigen Gemeinden Aitern, Geschwend, Schönenberg, Utzenfeld und Wieden mit ihren Nebenorten sowie die sog. »Grafschaft« mit Ober- und Niederböllen, Präg, Tunau und Wembach mit Nebenorten. Grundlage der Talverfassung blieb bis zur Einführung der österreichischen allgemeinen Gemeindeordnung 1786 bzw. bis zum Ende der Grundherrschaft St. Blasiens 1806 das Talrecht von 1321, das den Talleuten manche Rechte gegenüber der Herrschaft vorbehielt. In die Niedergerichtsbarkeit zu Schönau teilten sich das Vogteigericht und das Ammanneigericht. In Malefiz- und Frevelsachen urteilte das Gericht des Waldvogts als Vertreter des Landesherrn. Neben dem alten Dorf Schönau wurde, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert, eine planmäßige Anlage »Neuenstadt« gebaut; durch einen Großbrand 1599 schwer mitgenommen, im Kriege 1634 weitgehend zerstört. Sehr stark litt Schönau durch feindliche Brandlegung 1672/73 und 1926 durch eine verheerende Feuersbrunst. 1805 Abtretung an Baden, 1809 Erhebung zur Stadtgemeinde unter Abtrennung der Nebenorte der Vogtei als selbständige Gemeinden. Von 1807-1924 war Schönau Sitz eines badischen Bezirksamts und kam 1924 zum Bezirksamt Schopfheim, 1936/39 zum Landkreis Lörrach. Stadtrecht 1936 aberkannt, 1950 wieder verliehen. Bei Auflösung der Talvogtei 1809/52 erhielt Schönau umfangreiche Waldungen innerhalb der Gemarkungen Präg und Geschwend. Silberbergbau ist seit 1300 nachgewiesen, zweifellos aber weit älter, im 16. Jahrhundert aufgegeben. Wiederbelebungsversuch nach 1850 ohne viel Erfolg, 1890 eingestellt. Im 18. Jahrhundert Holzflößerei auf der Wiese nach Basel; wegen der Waldverwüstung 1756 eingestellt. Textile Hausindustrie im 18. und 19. Jahrhundert Alter Jahrmarkt, Wochenmarkt wurde schon im 15./16. Jahrhundert gehalten; seit 1821 monatlich Viehmärkte.“

Quelle: https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/Detail/details/ORT/labw_ortlexikon/14987/Sch%C3%B6nau+im+Schwarzwald+-+Altgemeinde~Teilort

Zum Bergbau: „Auf der Ostseite des Belchen waren im Gefolge der landwirtschaftlichen Erschließung der inneren Schwarzwaldtäler in der Schönauer Mark, die das gesamte obere Wiesental umfasste, Erzvorkommen aufgespürt worden, unter ihnen der "Aiterberg" und der bedeutendere "Schönenberg" nahe Schönau als dem zentralen Ort. Die zeitliche Einordnung für den Beginn des Bergbaus im Gebiet von Schönau lässt sich eingrenzen durch den Bau der Kirche in Schönau im Jahre 1164. Dieser war notwendig geworden aufgrund der außergewöhnlich starken Bevölkerungszunahme, welche vermutlich durch die Zuwanderung von fremden Bergleuten hervorgerufen wurde. Die Entdeckung der Lagerstätten am Aiterberg reicht damit noch ins 12. Jhd. zurück. Es darf angenommen werden, dass das ältere Bergbauzentrum auf der Münstertäler Belchenseite über die zwar steile und beschwerliche, aber doch auch nahe Verbindung des Saumweges über die Krinne bergmännische Entwicklungshilfe im neu entstandenen Revier geleistet hat. Die beiden Orte Aitern und Schönenberg gehen demnach auf die Gründungen von Bergbausiedlungen zurück. In der Folge erlebte der Bergbau einen starken Aufschwung und hatte seine Blüte am Anfang des 14. Jahrhunderts, als über 300 Bergleute (incl. Familienmitgliedern) im Schönauer Tal gezählt wurden. Mit dieser Blüte einhergehend erhielt das kleine Städtchen Schönau die Stadtrechte und war Sitz der Talvogtei, die unter anderem auch das benachbarte Revier Todtnau unter sich hatte. Im Aitertal gibt es nur geringe Spuren von Tagebau (Pingen). Dies deutet darauf hin, dass vor der allgemeinen Umstellung auf Stollenbau um 1300 in dieser Gegend wenig an Schurfen gearbeitet wurde. Der obere Tagstollen am Aiterberg stammt aus dem ersten Drittel des 13. Jhdts. In den Zeiten der Hochkonjunktur des Silberbergbaus, in den 1330er und 1340er Jahren, wurden zwei Stollen auf den Erzgängen am Aiterberg vorgetrieben: Bei der Aiterer Säge ein 12 m langer Stollen oberhalb des Komplexes Aiterberg und ein im 20. Jhd durch den Flussspatbergbau beseitigter etwa 10 m langer Stollen auf dem Erzgang Aitern. Der jähe Einbruch kam in der Zeit um 1350, als im hinteren Wiesental die Pest ausbrach und mehr als ein Drittel der Bevölkerung dahintrafte, worauf der Bergbau fast zum Erliegen kam. Doch schon 1396 wurde ein Bergmann aus Todtnau mit einer neuen Konzession am belehnt, wobei es sich vielleicht schon um den Beginn des Tiefstollens am Aiterbach selbst bei der ehemaligen Sägemühle (heute über dem Bach bei der Info - Tafel in Ortsmitte) handelte. Nach längerer Pause müssen etwa um 1500 die vielleicht schon früher (1396?) angesetzten Arbeiten an einem Tiefstollen bei der Aiterer Mühle zur Unterteufung der alten Stollen und Verhaue durch eine neue Gewerkschaft wieder aufgenommen worden sein, die zwischen 1520 und 1523 wieder abgebrochen wurden. Man war von der Bachseite her einer kleineren querenden Kluft gefolgt und dann nach etwa 40 m auf den Hauptgang nach rechts eingeschwenkt, wobei man das Feldort auf insgesamt 190 m vorantrieb. Nach dieser neuen Blüte des Bergbaus um Schönau seit dem 15. Jahrhundert waren 1611 / 13 wiederum durch die Pest und dann durch den Dreißigjährigen Krieg eine große Zahl von Opfern zu beklagen. Diese Ereignisse brachten den Bergbau, ähnlich wie in den benachbarten Revieren auch, vermutlich vollends zum Erliegen. Nach weiteren Jahrzehnten kriegerischer Auseinandersetzungen brachte erst der Aachener Frieden im Jahre 1748 wieder Ruhe in die Region. Damit setzte im 18. Jhd. eine neue Bergbauepoche ein, sodass auch kleinere Versuche auf der Ostseite des Belchens begannen. 1770 untersuchten Tiroler Schurfhauer Erzgänge am Rollspitz sowie einen "Achatgang" bei Multen. 1777 erfolgte die Mutung und Belehnung des Suckentaler Obersteigers Joseph Ortlieb mit der alten Grube in Aitern, die später als St. Georgi-Stollen bezeichnet wird. 1780 wird von zwei großen Schächten in der Höhe und zwei darunter liegenden verfallenen höheren Stollen, sowie dem am Aiterbach bergwärts getriebenen Tiefstollen berichtet

Quelle: <http://www.clara-mineralien.de/blackforest/blackforestsouth/schoenau---quellen-und-bergbaugeschichte.html>

Seit 1996 beschäftigte sich die AG MINIFOSSI intensiv mit der Geschichte der Fortifikation (Festungswesen) im Südschwarzwald (Schwerpunkt 15. bis 18. Jahrhundert).

Erste gesicherte Hinweise auf eindeutig militärisch-defensiv eingesetzte Verschanzungen fanden sich in unserem Untersuchungsgebiet eben als solche „*Letzen*“. Die frühesten urkundlichen Belege weisen auf solche Verteidigungsanlagen hin, die im Zuge des St.-Jakober-Krieges (1445 - 1456) bei Schwörstadt und bei Wehr zum Schutz gegen die Eidgenossen errichtet wurden. Im Rahmen unseres Forschungsprojektes *Fortifikation im Südschwarzwald* stießen wir bei der Untersuchung von mittelalterlichen Letzen im Wiesental und im östlich benachbarten Wehratal erstmals auch auf den *Letzberg* bei Schönau, den *Letzbrunnen* am *Dachseck* sowie den *Letzen* bei Schönenbuchen und Wembach.

Die Letzen, auch „*Letzi*“, „*Letzimauern*“ oder „*Letzine*“ („*Letzi*“ mhd. Hinderung, Hemmung, Grenzbefestigung, „*lezzen*“, ahd. hemmen aufhalten schädigen, „*Letzi*“ oder „*Letze*“ waren also der Ort, wo man den Feind aufhält, hemmt, hindert, bekämpft oder der Standort einer „*Landwehr*“, Grenze) sind ursprünglich entweder natürlich entstandene oder künstlich hergestellte Engpässe an Gebirgsübergängen, Grenzpunkten, wichtigen Furten und Wegen, die sich mit wenig Verteidigern optimal sichern ließen. Oft wurden sie mit Gräben, Wällen, Palisaden sowie mit natürlichem Buschwerk, den „*Hagen*“, kombiniert. Neben der „*Letze*“ als eng begrenzter Verteidigungspunkt entwickelte sich mit der Zeit auch das großflächige „*Letzen*“, also das Errichten von Weg- und Annäherungshindernissen durch das großflächige Umlegen von Bäumen. Nicht nur im Mittelalter, sondern bis spät ins 18. Jahrhundert galt dies als effektives und defensives Verteidigungssystem.

1672 und erneut 1673 erfolgten französische Angriffe auf Schönau, das dabei fast völlig niedergebrannt wird. Offensichtlich stießen die Soldaten auf ihrem geplanten Weiterzug wohl auf „*Letzen*“: Die bei Eberle beschriebenen „*Engpässe*“ lassen die Vermutung zu, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Engpass bei Schönenbuchen handelte. Der Flurnamen „*Letzberg*“ in unmittelbarer Nachbarschaft verstärkte diese Annahme. Zudem finden sich 1536 und 1607 im Berain der Mühle südlich der Nähe der Kapelle eine „*Letzi*“ erwähnt (Quelle: Benno Dörflinger, Todtnau, Mailkontakt vom 28.12.2020). Ein weiterer Engpass kommt etwas südlich von Schönau bei Wembach in Frage.

„Solch ein Engpaß war ober- und unterhalb Schönenbuchen. Im Berain von 1536 wird die „Letze“ unterhalb der Aiterbrücke und ein „Letzegraben“ dort genannt. Auch zwischen 1690/97 war dort eine Sperrmauer quer über das ganze Tal errichtet. Auch in der Enge bei der Kapelle war wohl eine Letze. Zwischen diesen beiden Letzen konnte der schmale Reit- und Karrenweg durch spitze Wurfeiselchen namentlich für Reiter unpassierbar gemacht und zwischen den beiden Letzen feindliche Scharen überwältigt werden.“ Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

Solche speziellen Defensivsysteme sind in erster Linie zur Abwehr von kleineren Angriffseinheiten geeignet, insbesondere dann, wenn diese vom Vorhandensein einer verteidigungsfähigen, also wehrhaften Letze unvorbereitet überrascht werden. Dann

besteht für die Verteidiger die Chance, aus einer sicheren Deckung heraus den Gegner erfolgreich zu attackieren und ihn von seinem geplanten Weiterzug auf- oder sogar abzuhalten. Daneben haben Letzen natürlich auch einen präventiven Charakter nach dem Motto: „*wir sind vorbereitet und ihr könnt uns nicht überraschen – wir erwarten euch*“. Wird eine Letze – und hier gibt es Parallelen zu den Schanzlinien – allerdings mit starken Kräften gezielt angegriffen, ist die Gefahr groß, dass diese – zwar unter Verlusten – aber dennoch überrannt wird. Beispiele wie am *Hohlen Graben* sowie weiteren Schanz- und Letzanlagen sind hinlänglich bekannt. Diese Einschränkung gilt auch für die Letze von Schönenbuchen. Zumal sie auch gleichzeitig von zwei Seiten (aus Norden und aus Süden) in die Zange genommen und massiv angegriffen werden kann. Ideal dagegen ist das Gelände für die Verteidigung gegen kleinere Einheiten, die auf Erkundungsrütt oder als Vor- oder Nachhut ohne unmittelbare Nähe zum Haupttrupp agieren.

Schönenbuchen: Tafelbild in der Kapelle mit Krähenfüßen und Schnapphähnen.

Bei einer ersten Exkursion nach Schönenbuchen fiel uns natürlich auch das den Raum beherrschende Tafelgemälde auf, das an der westlichen Wand der Wallfahrtskapelle *Unserer lieben Frau von Schönenbuchen und zum Heiligen Petrus und Paulus* zu sehen ist. Wir stellten uns aber auch gleich die Frage, was hat ein solch „gewaltiges“ Schlachtengemälde in dieser kleinen Kapelle zu suchen? Das 1771 (oder 1727) im Barockstil übermalte Schlachtengemälde beeindruckte uns aber nicht nur durch seine ungewöhnlichen Ausmaße von 6,36 x 2,36 Metern, sondern es zählt zu den ganz seltenen Bilddokumenten, auf denen das Ausbringen von *Krähenfüßen* so lebensecht dargestellt wird. Ein im gesamten deutschsprachigen Raum (und sicherlich weit darüber hinaus) einmalige Darstellung vom Einsatz sog. *Krähenfüße* (auch *Skorpione*, *Igel* oder *Wurfeisen* genannt), einer gezielt eingesetzten Defensivwaffe – auch von Bauern – die wir bereits aus unseren Fortifikationsforschungen kannten.

Aus der eigenen bäuerlichen Arbeitswelt von Hof, Wald und Feld entwickelten diese zum Schutz ihres Landes eigene defensive, aber höchst wirkungsvolle Abwehrmaßnahmen. Denn das direkte Aufeinandertreffen und der Kampf Mann gegen Mann bedeutete nicht nur für den Söldner, sondern natürlich auch für die Bauern das hohe Risiko, dabei selbst verwundet oder getötet zu werden. Deshalb suchten sie nach Verteidigungsmöglichkeiten, bei denen sie bewusst den direkten Kontakt mit den Soldaten vermieden, diese aber doch effektiv bekämpfen konnten.

So führten sie – neben dem „*Großen Krieg*“ der regulären Truppen (der durch große Entscheidungsschlachten geprägt wird) und dem durch den Markgrafen Ludwig Wilhelm gerade im Schwarzwald praktizierten „*Kleinen Krieg*“ (der mehr durch kleinere Scharmützel und nicht alles entscheidende Kampfhandlungen bestimmt wird) – eine zweite Variante der Kriegsführung des „*Kleinen Krieges*“ ein: den des *zivilen Widerstandes* – in der Praxis vergleichbar mit dem sog. „*Volkskrieg*“ der *Guerillas* und *Partisanen*.

Bis 1648 kam es im Wiesental zu mehrfachen Ein- und Überfällen in wechselnder Besetzung - häufig verbunden mit schrecklichem Kriegsgräuel. So wurden 1643 in Gschwend vierzehn Kinder, die in einer Mühle geflüchtet waren, von den Soldaten dort eingeschlossen, worauf die Soldateska das Haus in Brand steckte: Sieben Kinder verbrannten im Feuer. „*Nach 1640 hausten bald die weimarisch-französischen, bald die kaiserlichen Truppen im oberen Wiesental, wo im Jahr 1643 weimarische (schwe-*

dische) Truppen die Gschwender Mühle in Brand steckten und sieben Flüchtlingskindern aus dem unteren Wiesental einen furchtbaren Tod bereitetet... Ende 1673 waren wieder Kaiserliche im Tal, 1678 kamen wieder die Franzosen und sengten und brannten.“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 47.

Für die Bauern war es eben gleich, welcher Kriegspartei diejenigen angehörten, die ihnen so etwas antaten, es war eins, wer ihnen die Vorräte abpresste, ihr Vieh wegführte, ihr letztes Schwein zur Kriegsbeute erklärte oder den Nachbarn, der wirklich nichts mehr zu geben hatte, erschossen oder einem anderen den berüchtigten „Schwedentrunke“ einflößten. Für sie machte es keinen Unterschied, ob sie durch reguläre kaiserlichen oder schwedische oder französischen Soldaten oder von Marodeuren malträtiert, gepeinigt, gedemütigt, geschlagen oder vergewaltigt wurden - der Hass auf jede Form soldatischer Erscheinung wuchs ins Unermessliche und bald war „jeder Soldat des Bauern schlimmster Feind“. Oft genügte dann ein einziger Übergriff – wie der Abtransport der letzten Körner von der Getreidesaat für das nächste Frühjahr oder das mutwillige Abbrennen des Wohnhauses im Winter - um zu jenem Tropfen zu werden, der das Fass zum Überlaufen brachte. Und so fingen die Bauern an, sich zunächst gegen Marodeure zu wehren: es kam immer häufiger zu tödlichen Übergriffen, vor allem dann, wenn kleineren Gruppen einer marodierender Soldateska auf Beutezug waren. Waren es anfänglich nur Marodeure, traf es später auch regulären Soldaten. Quelle: Plassmann, Max (2000): Krieg und Defension am Oberrhein: Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693 - 1706), Historische Forschungen, Band 66, Duncker & Humboldt, Berlin und Mainz, Univ. Diss. 1998., 706 Seiten.

Taktisch klug in Form einzelner, aber sehr schmerzhafter „Nadelstiche“, rotteten sich – zuerst spontan, dann aber auch organisiert – die Bauern zusammen, die nicht mehr bereit waren, die Plünderungen, Brandschatzungen und Kontributionen ihrer Dörfer und Höfe widerstandslos hinzunehmen. Ausgehend vom Dreißigjährigen Krieg entwickelte sich diese besondere Form des gewaltsamen zivilen Widerstandes weiter und taucht in allen nachfolgenden Kriegen - bis hinein ins 21. Jahrhundert - immer wieder auf.

Abschätzig als „Schnapphähne“ bezeichnet - der Begriff geht ursprünglich auf die Bezeichnung für Raubritter und berittene Wegelagerer im Mittelalter zurück, wurden jedoch diese Bauern, vergleichbar mit den späteren Partisanen und Guerillas, schlechthin der Alptraum für alle regulären Truppen und ein angstvoll gefürchteter Gegner.

Auch auf dem Hotzenwald wehrten sich die Bauern. „Auf dem Wald begann 1633 ein Kleinkrieg des Landfahrens gegen Beutemacher und Marodeure. Die Bauern vertrieben im April 1634 mit Verlusten einen Trupp von schwedischen Plünderern.“ Quelle: Der Hotzenwald im Dreißigjährigen Krieg, www.alemannenhof.com › 2018/07 › Engel-Zittig-2018.

Da sie ihr Land bis in den letzte Wald- und Wiesenwinkeln kannten, war es ihnen ein Leichtes, optimale Hinterhalte zu legen, um dort den Soldaten – gleich welcher Kriegspartei angehörend – aufzulauern. Sie wurden in Überzahl von den Bauern angegriffen und gnadenlos erschlagen. Dabei kamen im Vorfeld auch die Wurfeisen oder Krähenfüße immer wieder zum Einsatz.

Die *Wurfeisen* waren aus Eisen handgeschmiedet, durchschnittlich 5 - 10 cm lang und bestanden aus vier, vom Zentrum ausgehenden, *Stiftedornen*. Sie waren so konstruiert, dass immer ein „Dorn“ oder eine der „Krallen“ nach oben zeigten, während die restlichen „Stacheln“ dem „Igel“ auf jedem Untergrund einen absolut festen Halt gewährleisteten. Ausgelegte „Krähenfüße“ waren bei Fußsoldaten und Berittenen gleichermaßen gefürchtet als „Wölfe“, „Wurfeisen“, „Dornen“, „Stachel“, „Igel“ oder „Krallen“ und im „Kleinen Krieg“ fester Bestandteil einer wirksamen Verteidigung.

Vor allem im Vorfeld von Feldbefestigungen wie Schanzen, aber auch „Letzen“, waren diese *Wurfeisen* – oft zu Hunderten ausgelegt – eine gefährliche Defensivwaffe, die fürchterliche Fleischwunden bei Mensch und Tier verursachte. Trat ein Pferd auf einen solchen *Krähenfuß*, drang der Dorn tief in den Huf ein, das Pferd stieg hoch und war nicht mehr zu halten. Sehr oft warf es dabei seinen Reiter ab. Die schwere Rüstung und die Benommenheit vom Sturz hinderten ihn, sich wieder schnell aufzurichten und machten ihn so zu einer leicht zu tötenden Beute für die Bauern. Gerieten Soldaten zu Fuß in ein solches „Dornenfeld“, verursachten die „Wölfe“ lebensgefährliche Verletzungen, die angesichts einer damals kaum behandelbaren Blutvergiftung zunächst ein elendes Siechtum und dann einen qualvollen Tod auslösten.

Schönenbuchen: Die Armagnaken 1444 bei St. Jakob an der Birs bei Basel.

Doch zurück in die Kapelle, wo die Erläuterungen zum Tafelbild unser weiteres Interesse weckten:

"Bei St. Jakob an der Birs bei Basel stießen 1.600 Schweizer auf das Söldnerheer, das 40.000 Mann zählte. 6.000 Feinde fielen, die Schweizer wurden bis auf 16, die sich retten konnten, eine Beute des Todes. Das heldenhafte Ungestüm der Eidgenossen machte auf die Hilfstruppen aus Frankreich solchen Eindruck, dass sie es gar nicht wagten, gegen die Schweizer weiter zu ziehen. Vielmehr löste sich das Heer in einzelne Abteilungen auf und zog durch das Elsaß und den Breisgau. Ein solcher Trupp soll auf seinem Raubzug 1444 auch durch unser Tal gekommen sein, fand aber das Talvolk zur Abwehr gerüstet. Bei Schönenbuchen, wo von beiden Seiten die Felsabstürze bis zur Wiesen reichen und nur einen Engpass lassen, der durch eine Absperrung (Letze) unpassierbar gemacht werden konnte, stellte das aufgebotene Volk eine Falle. Der schmale Weg wurde durch Werfen der vierspitzigen Wurfeisen für Rosse und Menschen unpassierbar gemacht. An der engen Talschlucht soll es zu einem Gemetzel gekommen sein, so dass die Wiese voll Blut geflossen sei. Das Schlachtenbild in der Schönenbucher Kapelle hält die Erinnerung an dieses rettende Gefecht von 1444 seit Jahrhundert wach. Der gelehrte Abt Geberts von St. Blasien erwähnt in seiner 3-bändigen "Geschichte des Schwarzwaldes" auch diese Schlacht von Schönenbuchen und die alte Schlachttafel. Er glaubt aber, dass das geschlagene Kriegsvolk nicht zu den Armagnaken gehört habe, sondern eine Schar Schweizer gewesen sei." Quelle: Infotafel in der Wallfahrtskappelle Unserer lieben Frau von Schönenbuchen und zum Heiligen Petrus und Paulus, Schönenbuchen.

Wer waren diese Armagnaken? „Die Armagnac waren im Hundertjährigen Krieg die Parteigänger der Herzöge von Orléans (Ludwig von Orléans, 1392–1407, und nach dessen Ermordung Karl von Orléans, 1407–1465) und damit zählten sie zu den Anhängern des Dauphins. Seit 1349 war dies der Titel des jeweiligen Kronprinzen, von 1401 bis 1422 waren das nacheinander König Karls VI. die fünf Söhne. Bernard VII. hatte im Süden Frankreichs Soldaten rekrutiert, die dem Bürgerkrieg eine bis dahin

nicht gekannte Brutalität verliehen. Nach Ende des Krieges verbreiteten diese Söldner als sogenannte Armagnaken (im deutschen Sprachraum: Armegecken), nach ihrer weißen Armbinde Les Bandes genannt, Angst und Schrecken. Im Alten Zürichkrieg wurden sie beschrieben als „ein wilder Söldnerhaufen, bestehend aus Franzosen, Bretonen, Gascognern, Lombarden, Spaniern, Schotten und Engländern, zumeist berittenes Söldnervolk, 40.000 Köpfe, davon 20.000 kampffähiges Volk“. 1444 siegten sie in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs (1444), erlitten jedoch durch den erbitterten Widerstand der Eidgenossen so schwere Verluste, dass ihr Anführer, der Thronfolger Ludwig XI., den Feldzug abbrach.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Armagnaken>

Eine andere Quelle berichtet: „... spiegelte sich auch in der Bewaffnung und Ausrüstung. Neben Verbänden in ritterlicher Aufmachung mit schwerem Harnisch und hoch zu Ross finden wir leicht bewaffnete Fußvolk und Gruppen von Armbrustschützen vermutlich lombardischer Herkunft. Die Einheiten aus Schottland und England waren größtenteils mit dem bewährten Langbogen ausgerüstet, der da Abschließen mehrere Pfeile innerhalb weniger Sekunden gestattet... Die kampferprobten Truppenkörper verfügten über genügend Kollektiverfahrung, um sich in jeder Situation des Kleinkrieges und der Feindschlacht zweckmäßig verhalten zu können.“ Quelle: Geiser, Werner (Hrsg.) (2000): Ereignis – Mythos – Deutung: 1444 – 1994 St. Jakob an der Birs, Basel, S. 25.

Schönenbuchen: Rätselhafte Spuren in der Sagenwelt.

Offenbar war das Geschehen in Schönenbuchen ein für die ganze Region besonders eindrückliches Ereignis, das sich später auch in der Sagenwelt niederschlug. Im Zuge unserer umfangreichen Edelerz-Prospektionen und der montanhistorischen Projekte hatten wir bereits für das Projekt *Schwarzwald- und Rheingold* sowie für den *Schatzstein von Todtnauberg* ein umfangreiches Sagenarchiv mit rund 950 Einzelsagen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum angelegt. Hier fanden wir sofort eine kleine Auswahl der für Schönenbuchen relevanten Sagen.

Den frühesten Hinweis fanden wir im „*Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden*“ - er stammt aus dem Jahre 1813: „*Schönbuchen, auch Schönenbuchen, eine Wallfahrtskirche zum h. Petrus mit einigen Häusern in dem Pfarr- und Bezirksamt Schönau. Man sieht hier eine Tafel, auf welcher der Kampf und Sieg der hiesigen Bauern mit den durch das Schönauerthal 1443 eingedrungenen und zurückgeschlagenen Armeniakern (arme Jeken, Walchen, Schnaggen, Schindern vom Volk betitelt) nach dem Volksmeynung mit den Truppen des Dauphin Ludwig von Frankreich J. 1444, nach einer anderen Volksmeynung der Sieg des bayerischen Generals Johann von Werth (vom Volke Johann von der Wehr genannt) über die Schweden abgebildet ist. Man zeigt hier noch Fußangeln, deren man sich damals bediente, mit 4 Spitzen versehene Eisen, welche immer, man mochte sie werfen, wie man wollte, ein Spitze in die Höhe richteten.*“ Quelle: Kolb, Johann Baptist von (1816): „*Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder und überhaupt aller in irgendeiner Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten.*“ 3 Bände, Karlsruhe 1813.

Und hier eine darauf aufbauende weitere Version aus dem Jahre 1887: „Im dreißig-jährigen Kriege zog aus dem obern Wiesenthale ein Heer Schweden feindlich gegen Schönau. Als sie dessen Kirchthurm erblickten, rief ihr Anführer: „Pfeiffer pfeif auf, wir sehen das Schönauer Geißhaus!“ und rascher rückten sie nun vorwärts. Auf den Bergen bei Schönenbuchen standen aber Engel, wie Schwarzwälder gekleidet, und warfen den Andringenden unbemerkt kleine vierspitzige Eisen in den Weg. Da diese in jeder Lage eine Spitze in die Höhe streckten, so drangen sie den darauffretenden Pferden in die Hufe, wodurch dieselben scheu wurden und das Heer in Verwirrung brachten. Die vordern Truppen gaben den hintern, diese jenen Schuld; sie geriethen miteinander in's Handgemenge und rieben sich bis auf den letzten Mann auf. Von ihrem Blute röthete sich die Wiese bis Klein-Hüningen. Schönau war nun gerettet und zum Danke stifteten seine Bewohner eine Abbildung der Schlacht nach Schönenbuchen, welche, nebst einigen der vierspitzigen Eisen noch dort zu sehen ist. Quelle: Bernhard Baader: *Die Schlacht von Schönenbuchen*; aus: *Die Volkssagen der Stadt Freiburg im Breisgau*; S. 105; 1887, Herausgeber: Heinrich Schreiber, Freiburg.

Eine andere Variante der Sage: „Bestrafte Lästerung. Als im dreißigjährigen Krieg die Schweden Schönau angezündet hatten und dann weiterzog, wandte sich einer ihrer Anführer auf dem Pferde um und rief auf die Kirche zeigend: „Seht doch, wie das Geißhaus brennt!“ In dieser Stellung erstarrte er, und das Leben floh aus seinem Körper. Er wurde im Gurgelwald bei Schönau in voller Rüstung begraben. Noch heute kann man dort einen Stein sehen, der „Schwedenstein“ genannt wird; in diesem Stein ist ein Kreuz eingemeißelt.“ Quelle: Humpert, Theodor (1919): *Heimatkunde des Amtsbezirks Schönau im Wiesental*, Schönau.

Dies erinnert mich auch an die Sage vom "Weißen Stein" aus dem Raum Raitbach und Schweigmatt. Der im nachfolgenden Gedicht erwähnte "Weiße Stein" - ein tonnen-schwerer Monolith - gibt es wirklich und er liegt direkt an der Grenze zum historischen Schweden-Lager, das auf dem dortigen "Schanzbühl" eingerichtet war. Der Stein trägt auf seiner Vorderseite selbst eine heute noch gut erkennbare, uralte Meißelmarke in Form eines Kreises und eines aufragenden Pfeils prangt. Das Zeichen für *Mann oder männlich*? Oder aber – und da schließt sich mysteriöser Weise der Kreis zur Legende vom ebenfalls dort angesiedelten *Geistereiter* – ein Schild mit Lanze, das alte Wikinger-Symbol für einen berittenen Krieger? In der begutachteten Meißelmarke sehen Experten zweifelsfrei die anthropogene Bearbeitungs- bzw. Werkzeugspuren und keinesfalls und das Ergebnis natürlicher Erosionsspuren (wie z. B. der sog. "Wollsack"-Verwitterung). Ebenfalls können wir auf Grund unserer anderweitiger Forschungsprojekte auch Mark-scheider- bzw. Schinerzeichen ausschließen.

Die Sage „Der Weiße Stein“ wurde von Lina Klemm, 1893 in Gresgen geboren, 1975 in Schopfheim gestorben, als Gedicht in Liedform verarbeitet. Viele Jahre war sie Wirtin des *Tannenhofs* in Schweigmatt.

*"Es soll gewesen sein vor etlich' hundert Jahren,
Erzählt die Sage uns vom "Weißen Stein",
Zu jener Zeit, da Gustav Adolfs Scharen,
Den guten Glaubenskampf zu kämpfen,
Zogen ein, im Kriegeszug, in unsere heimischen Wälder.
So auch am "Gleichen" dort, wo auf der Höh'
In tiefen Schanzen lag das fremde Heer.*

*Und wo die Sage kreist, die hierorts ist bekannt,
Und uns vererbt, der ehrbar Bauernstand.
Ein Späher war's aus kriegerischem Troß,
Mit Rüstung angetan, und hoch zu Roß,
Wollt spähen nach dem Feind, mit keckem Mut.*

*Doch dieser war bereit und auf der Hut,
Er nahte hinterrücks aus dunkelm Tann;
Erschlagen ward mitsamt dem Roß,
der kühne Reitersmann.*

*Und eingescharret auf der Stell' beim sagenhaften Stein.
Doch der Geschichte Ende soll dies noch nicht sein.
Die Sage weiß, und gibt uns kund
Daß Mitternachts, zur Geisterstund,
Der wilde Reiter wiederkehrt,
just an der Stell, wo er ward eingescharret
In die blut'ge Erd.*

*Dann ging ein Raunen durch die Luft wie Kriegsgeschrei,
und Hufgetrappel, Sporenklirren, soll zu hören sein.
Und wenn ein Bauersmann,
Aus jenen Weilern rings umher,
So spät noch fern von seiner Heimstätt wär'
Er ging gewißlich nicht den Weg am "Weißen Stein",
Des wilden Reiters Spuck, es könnte sein,
Gäb ihm ein heimlich Stelldichein.*

*Wohl liegt der Ursprung dieser Sage fern,
Doch jede Sage birgt ein wahrer Kern,
Der in die Fäden einer langen Zeit,
Liegt eingesponnen, zu der Nachwelt Deut.
Es möchte das Bestreben dieser Zeilen sein:
Vergeßt die Sage nicht vom "Weißen Stein"!"*

In den neuen Sagensammlungen (1982 – 1989) fanden wir weitere Versionen: " Steigt man in der Wallfahrtskapelle bei Schönau eine Steintreppe hinab, so kommt man in ein düsteres Kreuzgewölbe, das einen aus dem Boden herausschauenden Felsen einschließt, auf dem einst der hl. Petrus gekniet sein soll, wovon noch deutliche Eindrücke zu sehen sind. Oben in der Kapelle zeigt ein großes Wandbild die Kriegstat der Schönauer Bewohner. Es wird erzählt: Ein Teil von dem Heere des Herzogs von Armagnac, eines französischen Feldherrn, unternahm einen Streifzug über den Schwarzwald, in der Absicht, im Kloster St. Blasien reiche Beute zu machen. Dabei kam der Heereszug auch bis in den hintersten Teil des Wiesentales. Die Soldaten, es waren Reiter, nannte man Armeniazi oder arme Jäcken, auch Walchen, Schnacken oder Schinder. Um das Vordringen und den Aufenthalt dieser unheimlichen und unwerthen Gäste zu verhindern und sie zu vertreiben, verfertigten die Talbewohner kleine, sternförmige, vierspitziige Wurfeisen derart, dass immer eine Spitze in die Höhe stand, man mochte sie werfen wie man wollte. Diese streuten sie auf die schmalen und schlechten Wege hin, wo sie in die Hufe der Pferde eindrangen; die Pferde wurden

scheu." Quelle: Bischof, Heinz (1982): Im Schwarzwald und am Hohen Rhein: Sagen aus Südbaden und der Nordschweiz. Morstadt-Verlag, Kehl/Strasbourg/Basel, Seite 74 – 76.

Und in einer anderen Version: *"Ein Teil des Heeres des Herzogs von Armagnak, eines französischen Feldherrn, unternahm einen Streifzug über den Schwarzwald in der Absicht, im Kloster St. Blasien reiche Beute zu machen. Dabei kam das Heer bis in den hintersten Teil des Wiesentales. Die Soldaten, es waren Reiter, sogenannte man Armenziazi, Armagnaken oder arme Gecken, auch Walchen, Schnacken oder Schinder. Um das Vordringen und den Aufenthalt dieser unheimlichen Gäste zu verhindern und sie zu vertreiben, fertigten die Talbewohner kleine sternförmige, vierspitzige Wurfeisen, so dass immer eine Spitze in die Höhe stand, man mochte sie werfen wie man wollte. Diese streuten die Talbewohner auf die schmalen und schlechten Wege, wo die Wurfeisen, dann in die Hufe der Pferde eindrangen. Die Pferde wurden scheu. Und die Reiter, die nicht wussten, woher dieses kam, gingen erbittert auf einander los, mordeten sich gegenseitig und richteten ein so entsetzliches Blutbad an, dass das Wasser der Wiese vom Blut rot gefärbt wurde."* Quelle: Vögely, Ludwig (1989): Sagen aus dem Markgräflerland, Braun-Verlag, Karlsruhe, Seite 95 – 96.

Ein weitere Beispiel: *"Im Dreißigjährigen Kriege zog aus dem oberen Wiesental ein Heer Schweden feindlich gegen Schönau heran. Als sie dessen Kirchturm erblickten, rief ihr Anführer: "Blaser, blas auf! Pfeifer, pfeif auf! Wir sehen das Schönauer Geißhaus! Rascher rückten sie vorwärts. Auf den Bergen bei Schönenbuchen standen Engel, wie Schwarzwälder gekleidet, und warfen den Andringenden unbemerkt kleine vierspitzige Eisen in den Weg. Da diese in jeder Lage eine Spitze in die Höhe streckten, so drangen sie den darauf tretenden Pferden in die Hufe, wodurch dieselben scheu wurden und das Heer in Verwirrung brachten. Die vorderen Truppen gaben den Nachfolgenden, diese jenen die Schuld. So gerieten sie miteinander ins Handgemenge und rieben sich bis auf den letzten Mann auf. Von ihrem Blut rötete sich die Wiese bis nach Klein-Hüningen. Schönau aber war gerettet. Zum Dank stifteten seine Bewohner eine Abbildung der Schlacht nach Schönenbuchen."* Quelle: Vögely, Ludwig (1989): Sagen aus dem Markgräflerland, Braun-Verlag, Karlsruhe, Seite 95 – 96.

Schönenbuchen: Klein-Hüningen und Hüningen

Der Hinweis, dass sich das Wasser der Wiese bis nach Klein-Hüningen vom Blut der erschlagenen Armagnaken rot färbte, hat sehr wohl auch einen historischen Bezug. Auch aus dem Hinteren Wiesental wurden die Bewohner zum Schanzen nach Klein-Hüningen (siehe nachfolgende Textpassagen) zwangsverpflichtet. Den Schönauern und Schönenbuchener war der Ort und seine militärische Bedeutung sehr wohl bekannt. Dass sich der Ort gleich doppelt in das Gedächtnis der Bevölkerung einbrannte, hat auch damit zu tun, dass nach 1636 bereits ab 1679 auf dem gegenüberliegenden Rheinufer des ehemals markgräflichen Klein-Hüningen (jetzt eidgenössischer Besitz von Basel) Vauban die mächtige Festung Hüningen anlegen ließ. Das dort vorher angesiedelte Fischerdorf (Groß-) Hüningen wurde nach Norden umgesiedelt.

Ab 1385 teilten sich Kleinbasel (später Basel) und der Markgraf von Baden die Herrschaft, bis Letzterer 1640 seinen Anteil an Basel verkaufte. Der Markgraf brauchte nach den vielen Kriegsjahren dringend Geld, während Basel sein Gebiet schon lange nach Norden ausdehnen wollte. So bemühte sich Basel etwa auch immer wieder erfolglos, das linksrheinische (Groß-) Hüningen zu erwerben. Der Markgraf verkaufte das Dorf für 3500 Reichtaler an Basel und so stieß es zur Eidgenossenschaft. 1833

bei der Trennung von Basel in Stadt und Land verblieb Klein-Hüningen als dritte Landgemeinde beim Kanton Basel Stadt.

„1636 liegt viel Kriegsvolk in der Nachbarschaft. Die Kaiserlichen befestigten Klein-Hüningen. Viele Schanzer wurden aus der Bevölkerung dorthin beordert“. Quelle: Eduard Böhrer (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

Eine alte Quelle von 1751 schreibt: *„Als aber diese Völker diese Gegend nachwärts verlassen, so haben die Kaiserlichen in dem Jahre 1636 und 1637 also vor der Oberherrlichkeit an die Stadt Basel vollkommen gekommen ist, sich hierum wiederum vest gesetzt, und da der Herzog von Sachsen Weimar aus dem Burgung siegend zurückgekommen, in dem Bistum Basel eingefallen und dem Rheine sich genähert, unter dem General Feldzeugmeister von Reinach, oberster Befehlshaber der Vier Waldstätten bey dem Ausflusse der Wiesen in den Rhein eine Schanz aufwerfe, und mit zwey Stücken und Neunzig Mann, unter dem Commandanten Hans Georg Kempf von Angerich besetzen lassen. Diese Schanze solte mit halben Monden bis an die Wiesen erweitert, eine neue Batteren zu Bestreichung des Rheins angelegt, alles Gebüsche an dem Ufer dises Flusses abgehauen, auch eine Zweyte Schanze angelegt werden. Da aber in dem folgenden 1638 Jahre den 18. Hornungs, Herzog Bernhard mit der Kaiserlichen Armee bey dem deutschen Ritterhause zu Bücken mit abwechselndem Glück sich herumgeschlagen, Drey Tage hernach aber in einem Zweyten Treffen zwischen Wihlen und Genzach selbige vollkommen besieget, so hat der schwedische General Major Turpadel nachwärts die Schanze zu Hüningen, als die Kaiserlichen sich daraus gezogen, und solche leer stehen lassen, besetzte; als aber Breisach gleichfalls erobert worden, ist die auf der Seiten von Klein Hüningen geschleifet.“* Quelle: Bruckner, Daniel (1751): „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel – Stück 6 (1751) Klein Hüningen“, 4 Kupferstichillustrationen, mehrere Holzschnittillustrationen im Text Klein Hüningen. Basel. (Redaktionelle, Anmerkung: Hornung = Februar)

In linksrheinischen Hüningen – gegenüber dem rechtsrheinischen Klein-Hüningen – stand die französische Vauban-Festung, von der aus brutale Kontributionszüge in das militärisch entblößte und damit schutzlose Markgräflerland geführt wurden, die auch für das Große wie das Kleine Wiesental massive Verwüstungen und überlebensbedrohliche Zwangsabgaben (Kontributionen) bedeuteten.

„Die Festung Hüningen war eine 1679 – 1691 nach Plänen des französischen Festungsbaumeisters Vauban erbaute und bis 1815 bestehende Festung im elsässischen Hüningen vor den Toren der Stadt Basel. Den Kern der Festungsanlage bildete ein Pentagon mit fünf Bastionen. Den fünf Kurtinen vorgelagert war jeweils eine Tenaille (Grabenscheren), die wiederum durch eine Lunette geschützt wurde. Dieser Wall war von einem breiten Graben umgeben, der sein Wasser vom Rhein erhielt. Außerhalb des Grabens gab es im Norden und Süden je ein Hornwerk. Die Festung war mit 140 Kanonen bestückt und hatte Kasernen für 5000 Mann. Gegen Basel gab es zudem zwei vorgelagerte Werke, einen Maschikuliturm und eine Sternschanze. In der Festung war Platz für 1200 Einwohner, die Kirche, ein Spital, das Zeughaus und militärische Verwaltungsgebäude. 1694 wurde die Festung durch ein Vorwerk auf der Schusterinsel ergänzt. Da ein kleiner Teil der Insel zu Basel gehörte, grenzte die Festung damit direkt an Basler Gebiet. Entgegen französischer Zusagen wurde das Vorwerk auch durch eine feste Rheinbrücke mit der Festung verbunden. Schon lange schwelende und durch die Festung verschärfte Konflikte um Gebiets- und Nutzungsrechte auf Rhein und Schusterinsel kulminierten im baslerisch-französischen Lachsfangstreit von

1736/37. Für die nächsten 120 Jahre bildete die Festung für die französischen Armeen ein wichtiges Einfallstor in das Deutsche Reich, worunter insbesondere die Bewohner des Markgräflerlandes zu leiden hatten. Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Festung_H%C3%BCningen

Der in den meisten Sagen und Berichten enthaltene Hinweis „von ihrem Blute röthete sich die Wiese bis Klein-Hünigen“ kann somit als unverhohlene Drohung gegenüber jeder Art von Angreifer auf Schönau oder Schönenbuchen gewertet werden – ganz gleich, ob es sich dabei um Schweden, Franzosen, Eidgenossen oder selbst auch Kaiserliche handeln. Losgelöst von der Nationalität oder Kriegspartei: wer nach Schönau kommt, muss mit massivem, ja tödlichem Widerstand rechnen.

Schönebuchen: Mythos, Bild und Quellen.

Was uns bei ersten Auswertungen der Sagen gleich auffiel: es gab mindestens zwei Wurzeläste oder Erzählstränge, aus denen die Sagen ihren Inhalt zogen: zeitlich aus offensichtlich zwei sehr unterschiedliche epochalen Zuordnungen des fraglichen Ereignisses und mit ebenfalls zwei völlig unterschiedlich beteiligten Gruppen: einerseits 1444 mit den Armagnaken und andererseits 200 Jahre später im Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648) die Schweden (mit Frankreich verbündet). Wir ließen es zunächst bei diesem offensichtlichen und auch gleichzeitig rätselhaften Widerspruch. Bis zum offiziellen Ende der AG MINI-FOSSI (2012) besuchten wir noch mehrmals die Kapelle und die Umgebung – immer wieder auch verbunden mit dem Ziel, eine Lösung für dieses Rätsel zu finden.

Es bedurfte aber immerhin doch acht Jahre „geistigen Gärens“ und zwischenzeitlich etliche neuer Studien zur Regionalgeschichte – bis für mich als ehemaliger Gründer und Projektleiter der AG im Herbst 2020 das Thema erneut aktuell wurde: aktuelle Untersuchungen im Zusammenhang mit historischen Weg- und Fortifikationsverbindungen ins Kleine Wiesental zur dort neuentdeckten Burganlage auf der *Unteren Sonnhalde* südlich von Bürchau und östlich der *Kastelhöfe* tangieren nun doch auch wieder den Schönauer *Letzberg*, die dortige *Haideck-Wallanlage* sowie die *Letze* von Schönenbuchen. Und damit verbunden, ein wohl letzter Versuch, die Rätsel der sogenannten „*Schlacht bei Schönenbuchen*“ doch noch zu lösen.

Denn jetzt – zwischenzeitlich schon wieder Januar 2021 – sehe ich das Tafelbild nun in einem völlig anderen Licht – und versuche, meine neuen Erkenntnisse hier schriftlich zu fixieren:

Ich nehme zum Auftakt den Text von Seith, Karl (1954): „*Das Bild in der Kapelle zu Schönenbuchen bei Schönau*“; in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur*, 16. 1954, Heft 1. 1954, Seite: 16 ff. „*Wer sich die Mühe nimmt, auf einer Rast in Schönau zur kleinen Petruskapelle nach Schönenbuchen hinauszuwandern, der gewahrt beim Eintreten in das kleine Gotteshaus zu seinem Erstaunen ein gewaltiges Ölgemälde von etwa zwei Meter Höhe und einer Länge von etwa 7 Meter. Es ist auf eine Holztafel gemalt. Schaut er genauer hin, so entziffert er eine Inschrift folgenden Textes: „Anno 1771 ist diese Tafel wider auf ein neues gemahlet worden/damalls ist Vogt gewesen der ehrsame und bescheidene Adam Scheible/pfleger seindt gewesen die ehrsame und bescheidene Melcher butz und blese blese von breg/Joseph Zimerman Mahler von S. Trvtpert im Minster thall“.*

Daraus entnehmen wir, daß das heute bestehende Bild im Jahre 1771 durch Übermalung eines vorhandenen älteren Gemäldes entstanden ist. Wenn wir weiter bedenken, daß eine Übermalung in jenen Zeiten erst nach Jahrhunderten vorgenommen wurde und das zur Übermalung bestimmte Bild einen ideellen Wert darstellte, der aus irgendeinem Grunde dem Gedächtnis der Gläubigen erhalten bleiben mußte, daß der Maler Zimmermann aus dem klösterlichen Kreis von St. Trudpert herüberkam, so muß der dargestellten Szene eine nicht alltägliche Bedeutung zukommen.

Was ist nun auf diesem Bild zu sehen? In der Mitte des Bildes gewahrt man ein wildes Reitergetümmel unter fremden Fahnen. Die bartlosen Männer, bewehrt wie die Römer, fallen übereinander her und bekämpfen sich mit den Waffen. Pferde sind gestürzt. Auf den Matten, die sich bis an den Wiesenfluß herabziehen, dessen Wellen den Vordergrund bilden, erblickt man „Skorpione“, also die bekannten Vierspitzeisen, die von Hand geworfen wurden und immer so zu Boden fielen, daß drei Spitzen auf dem Boden aufsaßen, die vierte aber nach oben zeigte. Traten Pferde auf diese Skorpione, dann verletzten sie sich den Huf und lahmten.

Zur Rechten und zur Linken des Reitergetümmels verharren unter österreichischen Feldzeichen mit dem roten Kreuz oder den Farben Rot-Weiß-Rot zwei Bauernhaufen in Waffen; ihre Männer tragen Bärte. An deren innerer Spitze steht ihr Führer, der mit ausgestrecktem Finger auf die Reiter zeigt. Die Bauernhaufen stehen in Ruhe, sozusagen mit Gewehr bei Fuß. Den Hintergrund bilden die gerundeten Berge im Westen des Schönauer Talkessels, davor erblickt man die Häuser einer Siedlung, in deren Mitte sich eine Kirche mit einem Giebeldach und spitzbogigen Schalllöchern erhebt, augenscheinlich Schönau darstellend. Vor den Bergkuppen schreiten, in halber Höhe sichtbar, drei Bauern und weiter rechts abermals dieselbe Gruppe, beide in Wurfbewegung begriffen. Was sie werfen, wird klar, wenn wir das Mattengelände, auf dem sich das Getümmel der Reiter abspielt, genau betrachten. Da liegen nämlich, bis hart an den Uferstrand des Wiesenflusses hingestreut, die Skorpione, und diese werden es sein, die von den bärtigen Bauern, die zwischen den Höhen dahineilen, geworfen worden sind.

Wohin ist nun dieses Bild, das sicherlich ein Geschehnis festhält, historisch einzuordnen? Daß ein wirkliches Ereignis der Darstellung zugrunde liegt, wird erhärtet durch den Flurnamen „Schwedengrab“; die Stelle liegt in den Matten zwischen Schönenbuchen und Schönau. Ein anderer ins Gewicht fallende Umstand ist ein in der Matte vor der Kapelle gefundener Skorpion, den der Bruder Albert Leo Schlageters, der dieses Gelände bewirtschaftet, dort aus dem Boden herausgeholt hat. Ich habe den Fund gesehen; er entspricht auf und ab denen, die auf der Westseite des Röttler Schlosses beim Abräumen des Schutts zum Vorschein kamen, hier ein Beweis der Belagerung durch die Basler im Jahre 1332, deren Annäherung die Verteidiger stören wollten.

Das genaue Abwägen aller Umstände führt zum Ergebnis, daß es sich um ein aus tiefstem Dank für wunderbare Errettung aus Kriegsnot gestiftetes Bild handelt, das an geweihtem Ort zum steten Gedächtnis aufbewahrt werden sollte. Daß es sich um Schweden handeln soll, ist füglich ausgeschlossen. Manche Schanze, z. B. die im Heidefeld südlich des Herzogenhorns liegt und auf der Tafel den Namen „Schwedenschanze“ führt, ist keine Schwedenschanze, sondern eine Anlage, die in das Schanzensystem des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden („Türkenlouis“) hineingehört, das um 1690 entstanden ist, um die Franzosen von einem Einbruch nach Schwaben

und Bayern abzuhalten. *) Wo Ludwig Wilhelm damals nur abwehren konnte — denn aus Südosten rannte zugleich der Türke an — hat wenig später Prinz Eugen an den Grenzen des Reiches den Pfahl wieder aufgerichtet. Es ist hier abermals die alte Erscheinung festzustellen, daß der Dreißigjährige Krieg nicht nur materielle Zerstörungen bis auf den Grund mit sich gebracht, sondern auch die Erinnerung an die Ereignisse früherer Zeiten völlig ausgelöscht hat. An den Bauernkrieg des Jahres 1525 erinnert man sich um 1630 nicht mehr; das Britzinger Lagerbuch des Vogts Peter Kaltenbach, der um jene Zeit in der Flucht in Basel die Randbemerkungen in dieses Gemeindebuch eingeschrieben hat, vermerkt beim Todeseintrag einer sehr alten Frau, daß sie noch vom Bauernkrieg zu berichten gewußt habe.

Wir müssen schon auf das Jahr 1444 zurückgehen und kommen damit auf Schicksale, die weit über den Rahmen heimatlicher Geschichte hinausgehen und in die allgemeine Reichsgeschichte einmünden. Es handelt sich um den Versuch des Kaisers Friedrich III., die seinen Plänen widerstrebenden Schweizer mit Hilfe der armagnakischen Söldnerbanden, welche für Frankreich eine wahre Landplage bildeten, zum Gehorsam und zur Anerkennung der habsburgischen Oberhoheit zu zwingen. Um 4000 Mann hatte er gebeten; 40 000 Mann erschienen, geführt vom französischen Kronprinzen, dem Dauphin Ludwig. Er redet offen „von alter Dienstpflicht der Stadt Basel gegenüber der französischen Krone“; er erklärt auch außerdem, in diese Lande gekommen zu sein „zur Wiedergewinnung der dem französischen Reiche von alters unterworfenen und ihm entfremdeten Gebiete“. Es handelte sich also klar weniger um die Interessen des Kaisers als um die Verfolgung französischer Ziele.

Wir wissen um die Schlacht von St. Jakob an der Birs am 26. August 1444, wo die 1400 Mann starke Vorhut der Eidgenossen sich mit einem so löwenhaften Opfermut gegen die Übermacht des französischen Heeres wehrte, daß der Dauphin von weiterem Vordringen absah. Doch wandte sich die Beutelust der Armagnaken gegen das Tal des Hochrheins und die Nebentäler. Das geschah mit einer solchen Wildheit, daß nach dem Beispiel der Eidgenossen die rechtsrheinischen Bauern aus den verschiedensten Herrschaften, ungeachtet der Erlaubnis ihrer Herren, sich bei Schwörstadt sammelten und Schanzen aufwarfen, um den zurückkehrenden welschen Haufen in der Stärke von 4000 Mann ein blutiges Ende zu bereiten.

Eine Abteilung dieser Armagnaken mag auch ins Wiesental gekommen sein, zieht doch ein altbegangener und -befahrener Weg vom Wehratal über den Dinkelberg ins Wiesental; das ist gewiß der alte Weg der durch Eichen geradewegs nach Flienkenwehr führt. Diese Söldner bildeten keine eigentliche Heeresabteilung. Ihr einziges Ziel war Plünderung und Beute. So mochte es unter ihnen wohl auch solche gegeben haben, die einander nicht grün waren. Da lahmte in der Gegend von Schönau einem Reiter das Pferd, das wohl auf einen Skorpion getreten war. Der Reiter vermutete einen bösen Streich seines Kameraden und gab ihm böse Worte, andere ergriffen Partei. Die Waffen saßen diesen Gesellen lose, und im Augenblick entspann sich eine Schlägerei mit Schimpfwort und Waffe, die schließlich in kurzer Zeit zu einer blutigen Auseinandersetzung führte.

Den Bauernhaufen blieb nichts mehr zu tun übrig. Ihre Führer waren besonnen genug, die Feinde sich selbst aufreiben zu lassen. Wenn diese einander selbst den Tod bereiteten, so waren die Bauern eines Teils ihrer Aufgabe enthoben. Den Rest werden sie erschlagen haben. Das sog. „Schwedengrab“ dürfte vielleicht ihre Gebeine bergen. Die heimische Bevölkerung war auf eine unverhoffte Weise von großer Not befreit. Denn die Nachrichten von den Untaten dieser Gesellen hatten sich mit Windeseile

verbreitet und waren den Reitern bis in die abgelegenen Täler und Höfe vorausgeeilt, so daß jedermann wußte, was ihm und den Seinen drohte. Der Name der „Schinder“ oder der „Kehlensnyder“ sagte genug. Die Bevölkerung sah in der unbegreiflichen Rettung ein Wunder und spürte die gnädige Hand ihres Gottes. Daher mochte wohl das Bild rühren, das als fromme Gabe gestiftet wurde und die Szene des Vorfalles lebendig festhielt. Die Vogteien Schönau und Präg, zu denen eine nichtgeringe Zahl von kleinen Ortsgemeinden gehörten, mochten wohl in ihrer Gesamtheit die Stifter gewesen sein, und in Erinnerung daran wird der Maler die Namen des Vogts (von Schönau?) und der beiden Pfleger von Prag auf dem übermalten Bild von 1771 angegeben haben.“

Ergänzend nehme ich nun noch den zweiten Artikel von Seith zu diesem Thema dazu: Seith, Karl (1953): „Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 15. 1953, Heft 2.1953, S. 84.

„In der Kapelle von Schönenbuchen, die auch Hebel bekannt war, sahen wir das mächtige Bild mit der sich bekämpfenden Reitergruppe inmitten der Tafel, den beiden zur Rechten und Linken verharrenden Bauernhaufen unter den österreichischen Fahnen, während über die Höhen etliche Bauern eilen, die die Wege und das Gelände mit Skorpionen bewerfen, die bis an das Wasser der im Vordergrund schäumenden Wiese zu erkennen sind. Denken wir an das unmittelbar benachbarte „Schwedengrab“, an die Zeit, in der die Skorpionen als Kampfmittel eine Rolle spielten, an die Tatsache, daß hier aus der Wiese vor der Kapelle ein Skorpion aus der Erde zum Vorschein kam, daß das Bild i. J. 1771 übermalt worden ist, dann ist die Einordnung in das Jahr 1444 des Armagnakeneinfalls nicht mehr unwahrscheinlich und die Verbindung mit der Schlacht von St. Jakob und der Letzte bei Schwörstadt gegeben. In die christliche Volkskunde führt der gerundete Findling, der an zwei Stellen Vertiefungen aufweist; er ist in der Gruft zu sehen, in die eine steinerne Treppe hinabführt. Hier habe Petrus knieend gebetet. Ihm ist auch die Kapelle geweiht, die ehemals auf der anderen Straßenseite gestanden ist.“

Bezugnehmend auf diese Veröffentlichungen schreibt Eduard Böhler 1954 folgende Erklärung:

„Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen Von der „Schlachtentafel“ in der Peterskapelle zu Schönenbuchen erzählte die letzte Nummer unserer heimatgeschichtlichen Zeitschrift „Das Markgräflerland“. Durch die eingehende und sachkundige Beschreibung dieses Gemäldes wurde Ergänzung geboten zu den Abhandlungen über diese Schlachtentafel, wie sie enthalten sind in dem Aufsatz „Eine alte Schwarzwälder Wallfahrt“ im Konradskalender 1938 und zu der ausführlichen Schilderung von Kapelle und Schlachtenbild im Kirchenkalender für die Pfarrgemeinde Schönau von 1928. Und doch sind noch Rätsel zu lösen über dieses Bild.

Die Inschrift zu Füßen des Bildes gibt als Entstehungsjahr des Gemäldes das Jahr 1771 an unter Vogt Adam Schäuble (Schaible) und den beiden Kirchenpflegern Melcher Butz von Schönau und Bläsi Bläsi (Biese Biese) von Präg (Breg). Das kann nicht stimmen. Denn 1771 war Talvogt Georg Fridolin Schlageten. Die beiden genannten Kirchenpfleger waren damals schon tot. Adam Schäuble waltete als Vogt wiederholt zu Anfang des 18. Jahrhundert, auch im Jahre 1727, als Melcher Butz aus dem angesehenen Geschlechte Butz und Bläsi Bläsi vom Rat mit der Verwaltung und Ver-

rechnung des Kirchenvermögens als Kirchenpfleger betraut waren. Wahrscheinlich bei der Renovierung des Bildes wurde die unleserlich gewordene Zahl falsch entziffert und in 1771 verändert. Vorliegende frühere Notizen nennen 1727 als Fertigungsjahr des Bildes.

Das zweite Rätsel, das auch der Verfasser der Abhandlung in unserer Zeitschrift zu lösen sucht, findet sich in der Bemerkung der Inschrift des Bildes, daß diese Tafel „wider auff ein neuwes gemahlet worden“ sei von dem Maler Joseph Zimmermann von St. Trudpert. Hat Zimmermann diese Tafel nur restauriert oder hat er sie neu gefertigt und vielleicht nach einem schon vorhandenen wohl kleineren Gemälde? Gern möchte man die letztere Deutung annehmen.

Die St. Peterskapelle ist alt. Schon im Berain von 1488 werden Besitzungen derselben aufgeführt. Im dreißigjährigen Krieg hat sie notgelitten. Denn 1655, also kurz nach Kriegsende, beklagt der Pfarrer den baulichen Zustand der vielbesuchten Wallfahrtskapelle mit den zahlreichen dort niedergelegten Votivgeschenken für außerordentliche Gebetserhörungen. Doch schon 1659 konnte eine neue Glocke geweiht werden, dann wurde trotz der Franzosenkriege die Kapelle neu gebaut, ein Hochaltar errichtet und Kapelle und Altar 1699 vom Weihbischof von Konstanz geweiht. Auf der Straßenseite hat das Langhaus nur kleine Oberlichter, damit Platz gegeben ist für das 10 Meter lange Bild des Langhauses. Wenn schon beim Neubau die Fenster derart kleingemacht wurden, ist anzunehmen, daß schon das große Bild vorhanden war und J. Zimmermann nur eine Ausbesserung vornahm. Das Bild war nach 60 Jahren schon sehr reparaturbedürftig. Denn als 1782 eine Vergrößerung der Kapelle vorgenommen wurde, die fast einem Neubau glich, machte der Schönauer Kirchenmaler Franz Joseph Beckert Entwürfe für die drei Altäre und zwei Deckengemälde und bot sich auch an, die „in der Kapelle würrklich stehende große Taffell, soviehl eine alte Mahlerey erleyden mag, zu butzen“. Er ist sich nicht klar, ob sie müßte „frisch gemahlet werden“. Wahrscheinlich führte er die Ausbesserung durch. Schon 1857 dachte man an eine neue Reparatur. Man trat mit Kunstmaler Vollmar in Säckingen in Unterhandlung, der auf dem Bilde kaum einen Quadratfuß vorfand, der nicht repariert werden müßte. Im Jahr 1898 führte Maler Beyer aus Höнау um 80 Mark (!) die Renovierung durch, die von Kunstverständigen gelobt wurde.

Das dritte Rätsel steckt im Bilde selbst. Was will es uns berichten? Warum steht es in Schönenbuchen und nicht in der Pfarrkirche zu Schönau?

Das hintere Wiesental bildete ehemals eine natürliche Festung. Gegen die Nachbartäler, vor allem gegen den Breisgau, war es nur durch hohe Pässe mit steinig en engen Pfaden verbunden. Nach dem vorderen Tale war durch die enge Talschlucht nur ein schmaler Karrenweg gebahnt, der an vielen Stellen und Engpässen leicht gesperrt werden konnte. Solch ein Engpaß war ober- und unterhalb Schönenbuchen. Im Berain von 1536 wird die „Letze“ unterhalb der Aiterbrücke und ein „Letzegraben“ dort genannt. Auch zwischen 1690/97 war dort eine Sperrmauer quer über das ganze Tal errichtet. Auch in der Enge bei der Kapelle war wohl eine Letze. Zwischen diesen beiden Letzen konnte der schmale Reit- und Karrenweg durch spitze Wurfeiselchen namentlich für Reiter unpassierbar gemacht und zwischen den beiden Letzen feindliche Scharen überwältigt werden. An eine derartige Verteidigung der geliebten Heimat gegen eindringende Feinde erinnert uns das Schlachtenbild. Entgegen der Meinung des Abts Martin Gerbert von St. Blasien der in seiner Hist. Nigr. Silvae in den

eingedrungenen Feinden Eidgenossen sieht, die im 15. Jahrhundert nur durch eine größere Geldsumme von der Brandschatzung St. Blasians abgehalten werden konnten, sieht der Verfasser des Artikels in unserer Zeitschrift mit Recht in dem bei Schönenbuchen eingeschlossenen Feind zuchtlose Teile der französischen Hilfstruppen, die vom Franzosenkönig dem Kaiser Friedrich III. zur Verfügung gestellt wurden im Kampfe gegen die Schweizer. Diese unter Führung des Grafen Armagnac stehenden Soldaten waren nach ihrer Schlacht bei St. Jakob an der Birs bei Basel (1444), wo sie unter solch blutigen Opfern siegten, daß ihnen alle Lust verging zum Zuge gegen die Eidgenossen, in größeren und kleineren Scharen plündernd durch Elsaß, Breisgau und Schwarzwald gezogen. Das Volk aber stellt sich zur Abwehr. Ein Trupp war auch in das hintere Wiesental eingedrungen. Die mit den 8 Einungen des Hauensteins seit 100 Jahren in einem Schutz- und Trutzbündnis stehenden Vogteien Schönau und Todtnau stellten unter Mithilfe der Hauensteiner bei Schönenbuchen dem Feind eine Falle. Die Wurfeiselchen, die den Weg für die Reiter ungangbar machten und deren Herkunft sie sich gegenseitig zuschoben, brachten die zügellosen Reiter derart in Wut, daß sie sich gegenseitig bekämpften und die Wiese wie Blut geflossen sei. Die bärtigen Talleute mit den Hauensteinern, bewaffnet mit Spießen und Schwertern, geschützt mit Harnisch, Krebs und Sturmhut, wie sie bei der Musterung vorgeschrieben waren, hatten von drei Seiten den Feind eingeschlossen, brauchten aber kaum in den Kampf weiter einzugreifen. Das Bild zeigt uns die bartlosen fremden Reiter, das bärtige Volk der heimatlichen Berge und auch Talleute, die von den Felsen die Wurfeiselchen schleudern. Solche „Schönenbuchner Isele“ wurden schon hie und da im Boden gefunden. Einst befanden sich solche auch in der Sakristei der Peterskapelle. Noch vor 60 Jahren war auf dem Kirchturm zu Schönau ein Kistchen, in welchem ein Rest dieser Verteidigungswaffen aufbewahrt wurde. Gut erkennbar ist auf dem Bilde die alte Kirche von Schönau mit ihrem Turm, der gotische Fenster und ein Satteldach hat.

Als Votivtafel zu dankbarer Erinnerung an Hilfe in schwerer Kriegsnot wird unter andern Weihe- und Dankgaben auch das Bild von der „Schlacht bei Schönenbuchen“ in diese Kapelle gewidmet worden sein. Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit.

*) Karl Friedrich Wernet in ZGO, N. F. Band 56 (1943), Seite 305 f. weist hin auf den 8000 Mann starken Haufen von Armagnaken unter dem Befehl des Herrn von Commersi „der gegen Laufenburg, Waldshut, Säckingen und über den Rhein vorrang, dort etliche Tage lagerte, viel Schaden anrichtete, die 3 Städte um eine große Brandschatzung verschonte. Danach wollten sie in den Breisgau ziehen. Die Bauern des Schwarzwaldes hatten aber das Gebirge mit Baumverhauen gesperrt und ihre Mannschaft dahinter bereitgehalten, bis der Führer von Commersi „mit dem bösen volck wieder über Rhein zu dem Delffin (Dauphin) gezoch“, nämlich nach Altkirch.“ Im Hotzenwald haben sie die in die Wälder geflüchteten Einwohner mit Hunden aufgestöbert und sie wie Wildpret gejagt. Wo sie aber keck angegriffen wurden, „so fluhent die schelck gar dick und liessent sich ir einteil nyder slahen on wer glich als ein gebunden ku.“

(Den Zurückkommenden traten 6000 Markgräfler in einer Letze bei Schwörstadt entgegen. Die Schriftleitung.)

Warum spricht die Volksüberlieferung auch von den Schweden in Bezug auf Schönenbuchen? Im dreißigjährigen Krieg streifte namentlich in dessen zweiter Hälfte viel verwilderte Soldateska durch die Lande und kam auch in den Schwarzwald. Allerdings wehrte sich der Schwarzwälder. Das wald- und schluchtenreiche Gebirge gab beste Gelegenheit zur Abwehr. Mancher Schwede, mit diesem Worte meinte man zuletzt alle plündernden und mordenden Soldaten, fand ein einsam Grab in unsern Bergen, davon wußten unsere Vorfahren viel zu erzählen. Von einer solchen Horde wird erzählt, daß ihr Hauptmann, als er von Schönenbuchen aus die Kirche zu Schönau erblickte, befohlen habe: „Pfyfer pfyf us! Bioser blos us über 's Schönauer Gaisenhus"! Auch diese „Schweden" habe durch die Wurfeiselchen der Talleute ein ähnlich Los getroffen wie die Armagnaken 200 Jahre zuvor. So war den Schönauern die „Schlachtentafel" zu Schönenbuchen eine Erinnerung an schwere Kriegsheimsuchungen und an glückliche Rettung durch Mut und Einigkeit der Vorfahren und die Hilfe Gottes.“ Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

Kurzer redaktioneller Einschub zu dem von Böhler angesprochenen Alter des Tafelbildes: *„In der kunstgeschichtlichen Forschung: Spektakuläre Erfolge erreichte die Dendrochronologie inzwischen bei Untersuchungen zur spätmittelalterlichen Tafelmalerei. Die Analysen der Eichentafeln, auf denen etwa Hieronymus Bosch zu malen pflegte, führten zu dem eindeutigen Ergebnis, dass eine ganze Reihe von bislang Bosch zugeschriebenen Werken aus dem Gesamtœuvre ausgeschieden werden mussten, weil die Tafeln von Bäumen stammten, die erst nach Boschs Tod gefällt worden waren. Bedeutsam ist die Dendrochronologie auch für die niederländische Tafelmalerei des 16. und 17. Jahrhunderts.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Dendrochronologie>
Angesichts der kunsthistorischen Bedeutung des Tafelbildes von Schönenbuchen wäre eine solche Untersuchung sicherlich sinnvoll.

Eine andere Quelle von Dekan Clemens Schaubinder aus dem Jahre 1834 berichtet: *„Das 17. Jahrhundert brachte viel Unheil mit sich. Die vielen schrecklichen Kriege, die Deutsche gegen Deutsche mit Hass wegen Religions-verschiedenheit führten, die durch den französischen Hof noch angefacht wurden, um das Haus Österreich zu stürzen, und Deutschlands Kraft zu schwächen, gaben diesem Jahrhundert das Aussehen. Kriege waren nicht die einzige Plage, ebenso herrschten die Pest, Hungersnöte und Teuerungen. Viele Städte lagen in Trümmern und ganze Strecken des Landes waren entvölkert.*

Während des 30-jährigen Krieges, im Jahre 1634, drangen Streifzüge, zusammengestellt aus dem losesten Gesindel, gelockt von Mord- und Raubbegierde, nach Süddeutschland und zerstörten einzelne Höfe und ganze Ortschaften. Schönau wurde in jenem Jahr ganz abgebrannt, nichts blieb übrig, als die steinerne Kirche. Dabei gingen alle Schriften, Pfarrbücher, Freiheitsbriefe und Rechtsdokumente in Flammen auf. Dieses Elend dauerte bis in das Jahr 1639 an. Mit diesem Jahr fangen auch die noch ältesten vorliegenden Pfarrbücher an.

Im Französischen Krieg wurde der obere Teil Schönaus im Jahre 1677 bis an die Kirche in Brand gesetzt. Die wütende Schar zog sich bald wieder zurück, erschien aber im folgenden Jahr 1678 abermals und verbrannte noch den übrigen unteren Teil Schönaus. Die Schwarzwälder stellten sich jedoch zur Gegenwehr und viele der Flüchtlinge wurden in den Engpässen erschlagen.

Eine sehr harte Zeit brachten die Jahre 1688 –1698 für Schönau, Wembach, Todtnau, Fröhnd und Wieden. Auf der Mühl matt war ein Lager aufgeschlagen, in welchem sich das Fußvolk aufhielt. Die Reiter quartierten sich in den Bauernhöfen ein und betrugten sich auf eine, für Fremdestruppen unschickliche Weise. So sollen sie ihre Pferde in die Wohnstuben gestellt und die Einwohner in die Ställe getrieben haben. Von Todtnau-berg durch Muggenbrunn über Wieden, Multen bis Zell wurden auf den Höhen Ver-haue gemacht, Schanzen aufgeworfen und Wachhäuser gebaut. Schönau glich mehr einer Festung, von Wembach und Schönenbuchen aus mit Schanzen und Mauern verteidigt.“ Quellen: <http://schwarzwaldfuehrer.de/wiesental/ferienorte/schoenau-geschichte.html> mit Bezug auf die “Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwald” von Dekan Clemens Schaubinder (1834) & “Geschichte von Schönau“, Chronik von Geistl. Rat Eduard Böhler.

Schönenbuchen: Einzigartiger Flurname Schwedengrab.

Interessant ist Seith’s Hinweis auf einen mir bislang nicht bekannten Flurnamen, der – so meine Geoportal-Flurname-Recherche – nicht mehr offiziell geführt wird. Die von mir als ansonsten ergiebige Quelle für Flurnamen sehr geschätzte DG 1:5000 vom Vermessungsamt Lörrach führt das „Schwedengrab“ leider auch nicht mehr. Wobei der Begriff grundsätzlich nur noch ein einziges Mal in Baden-Württemberg auftaucht: als Namensgeber für ein Denkmal in Mühlheim an der Donau (Landkreis Tuttlingen). Hier der dazugehörige Text:

„Hier ruhen fern ihrer nordischen Heimat 300 schwedische Reiter. Sie blieben bei dem Überfall der Stadt Mühlheim a.D. durch die Kaiserlichen am 21. Febr. 1633. 1632, am 22. Juni kamen erstmals 1000 Schwedische Reiter hier an, worauf die ganze Ein-wohnerschaft entflo. Die Freiherr von Enzbergische Familie nahm die Flucht nach Rottweil. Ihre hiesigen Schlösser wurden hart bedrängt und in diesen ein Schaden von mehreren tausend Gulden angerichtet. Der alte Bürgermeister Huber wurde erstochen, der Schultheiß Henzler entrann nach Radolfzell, woselbst er im Elend umkam. Der Stadtschreiber Matthias Rack wurde mit noch drei anderen Bürgern gefangen, jedoch gegen Bezahlung von 100 Reichstalern wieder freigegeben. Am 14. September kam der Schwedische Oberst Farboß mit seinen Soldaten hier an. Während der 8 Wochen seines Aufenthaltes wurden alle umliegenden Klöster, Graf- und Herrschaften von ihm unter Kontribution gesetzt, auch das Kloster Beuron, sowie die Schlösser Nellenburg und Langenstein ganz ausgeplündert. 1633, am 2. Februar, traf der schwedische Oberst Farboß zum zweitenmal mit seinem Regiment hier ein und nachdem er 8 Tage da gelegen, stieß auch der Oberst Skatander (nach Dr. Blessing „Santtander - St. Andre“) mit seinem Regiment zu ihm, doch sandte letzterer später einen Oberst-leutnant zwei Rittmeister und einige Schwadronen Reiter nach Nendingen in die Quartiere. Den 21. Februar überfiel der kaiserliche Oberst von Goß mit 4000 gut ausgerüsteten Reitern die Schweden in Mühlheim und richtete ein fürchterliches Blutbad unter diesen an. Alle Straßen und Gassen in Mühlheim waren mit Verwun-deten und toten angefüllt, worauf 300 schwedische Leichen beim unteren Schloß-garten in ein gemeinsames Grab verscharrt wurden. Der Blutstrom floss durchs untere Tor hinaus längs der Ortsteig hinab bis zur Donau und färbte ihr rechtes Ufer rot. Die Schweden flohen nach Nendingen, wohin sie Goß verfolgte und dort noch 200 Mann niedermachte.“ Quelle: http://www.denkmalprojekt.org/2009/MuehlheimDonauSchwedengrab_on.htm

Nur noch ein weiteres Schwedengrab auf deutschem Territorium konnte ich ausfindig machen – es liegt in Ostthüringen (Verwaltungsgemeinschaft Hermsdorf im Saale-Holzland-Kreis): „Im dreißigjährigen Kriege wurde auch Hermsdorf von den Schweden

heimgesucht. Es soll zwischen Hermsdorf und Rupersdorf zu bedeutenden Scharmützeln gekommen sein. Die heute mit Wald bedeckte Gegend war damals mit Feldern bebaut, und man findet gegen Rupersdorf noch Überbleibsel von Schanzen. Dort sollen sich die Kaiserlichen verschanzt haben. Von der Rupersdorfer Seite wurden sie von den Schweden überfallen und mußten weichen. Ein kaiserlicher Soldat hatte sich am Hermsdorfer Friedhof hinter der Kirche versteckt, wo ihn ein Schwede entdeckte. Es kam zum Zweikampf. Beide fielen, der Kaiserliche sank auf der Stelle tot nieder, der Schwede schleppte sich noch etwa 50 Schritt abwärts, wo er dann an der Friedhofsmauer tot liegen blieb. Wo sie gefallen waren wurden die zwei auch begraben. Zwei kleine steinerne Kreuze zeigten bis 1902 die Gräber der beiden Krieger. Bei der Vergrößerung des Kirchhofes im Jahre 1902 wurden die beiden Kreuze neben dem unteren Eingangstore an der Außenseite der neubauten Kirchhofsmauer eingemauert. Quelle: <http://www.hoffmann-stargard.de/mobil/s68.htm>

Und ein letztes Beispiel aus Tschechien: „Auf dem Dorniakhügel in Altendorf (Stará Ves) war noch vor einigen Jahren eine kleine Erhöhung zu sehen, welche „Schwedengrab“ genannt wurde. Darüber erzählt der Volksmund: In den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges wurde ein schwedischer Offizier, der als Spion eingesetzt worden war, gefangengenommen, erschossen und auf dem Dorniakhügel begraben.“
Quelle: <http://landesecho.cz/index.php/forum/1546-die-schweden-sagen-aus-dem-kuhlaendchen>

Halten wir fest: alle drei Beispiele sind in Verbindung mit historisch belegbaren Ereignissen zu bringen. Flurnamen haben – im Gegensatz zur *oral history* – infolge ihrer schriftlichen Fixierung oft eine längere Überlieferungsdauer und bilden mehrheitlich konkrete Bezüge ab. Die Tatsache, dass in unmittelbarer Nähe zur Kapelle in Schönenbuchen sich der Flurname – zumindest bis 1953 (heute nicht mehr nachweisbar) existierte, lässt damit konkrete Beziehungen zu historischen Ereignissen knüpfen. Wobei ich später noch auf die im Volksmund oft synonym angewandten Begriffe wie „Schweden“ und „Franzosen“ eingehe.

Hinzu kommen noch nachweisliche Bodenfunde von *Krähenfüßen*, von denen Seith ein Exemplar eindeutig als solchen – im Vergleich mit Funden vom Röttler Schloss – identifiziert. Flurname und Bodenfunde ergänzen sich hier.

Schönenbuchen: Schweden oder Armagnaken?

Schweden oder Armagnaken? Beide Kriegsparteien werden ja in den Sagen benannt. Schauen wir zunächst auf die Armagnaken und das Jahr 1444. Kamen sie von St. Jakob an der Birs, wo sie massiv von den Eidgenossen bekämpft wurden, wirklich bis ins Hintere Wiesental? Gibt es dafür Beweise? Eberlin schreibt in seiner Schopfheimer Chronik: „So kamen nach der Schlacht von St. Jakob (1444) eine ganze Bande marodierender französischer Armagnaten (entlassene Landsknechte), Schinder im Volksmund genannt, das Rheinthal herauf und versuchten über den Dinkelberg ins Wiesenthal einzubrechen. 600 Mann in Eile aus der Herrschaft Röteln zusammengebracht, zwangen sie jedoch zum schleunigen Rückzug.“ Quelle: Eberlin, August (1878): „Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Und auf der Infotafel in der Kapelle ist vermerkt: „Der gelehrte Abt Geberts von St. Blasien erwähnt in seiner 3-bändigen „Geschichte des Schwarzwaldes“ auch diese Schlacht von Schönenbuchen und die alte Schlachttafel. Er glaubt aber, dass das

geschlagenen Kriegsvolk nicht zu den Armagnaken gehört habe, sondern eine Schar Schweizer gewesen sei.“

Abt Gebert spielt auf einen Vorfall im Jahre 1446 an: *„1446 machten auf Osterdienstag 600 Basler einen Streifzug durch das Wiesental bis nach dem österreichischen Grenzort Zell und führten 30 Gefangene, darunter den Vogt Schühlen von Zell und 600 Stück Vieh aus der dortigen Gegend fort.“* Quelle: Eberlin, August (1878): *„Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“*. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Dazu ist auch in der *„Kriegsgeschichte der Schweizer seit der Gründung des Schweizerbundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich, aus den zuverlässigsten Quellen bearbeitet“*, J. M. Rudolf, Major, Baden, aus dem Jahre 1847 zu lesen: *„1446, 18. März: Die Basler mit 300 Mann versuchen Pfeffingen wieder einzunehmen, was aber trotz aller Anstrengung nicht gelang. Dafür rächen sie sich durch starke Streifzüge auf dem Schwarzwald, in dem Altkircher Amt und Breisgau.“*

St. Blasien war jahrhundertlang geistiges und kulturelles Zentrum – mit konkretem regionalen und überregionalem Wissen ausgestattet und mit Zugang zu allen weltlichen und geistlichen Quellen. Gleichzeitig hatte es mittelbaren Zugriff auf die paramilitärische Bauern- oder Landmiliz, den Hauensteiner Landfahnen. (*„Paramilitär oder auch Miliz, bezeichnet verschiedenartige, teils selbstständig agierende und mit militärischen Gewaltmitteln ausgestattete Gruppen oder Einheiten, die aber zumeist aber nicht in die Organisation des eigentlichen Militärs eingebunden sind“*). Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Paramilit%C3%A4r>)

[Schönenbuchen: Schönau und der Hauensteiner Landfahnen.](#)

Zur militärischen Struktur der Hauensteiner Landmiliz: *„Der wichtigste Beitrag der ansonsten eher wirtschaftsschwachen Grafschaft Hauenstein mit den angeschlossenen Vogteien, den Waldstädten und dem Zwing und Bann des Klosters St. Blasien für die Landeshoheit war die Landt Miliz, der sogenannte Hauensteiner Landfahnen. Der Landfahnen bestand aus dafür ausgewählten bzw. abgestellten Männern und wurde bei Bedarf zur Verteidigung oder für Kampfeinsätze in den Kriegen der Habsburger außerhalb des Südschwarzwaldes einberufen. Im Einungsvertrag mit den Vogteien von 1433 wird das Verhältnis der Aufteilung des zu stellenden Miliz-Kontingentes wie folgt festgelegt: ... sollent die uff dem walde haben drey teil vndt die von Tottnow und Schönöw den vierden teil... Zur Zeit der Verpfändung an Burgund (1471) wird die Stärke der Miliz mit 600 Mann angegeben. Zu dieser Zeit gehören dem Landfahnen auch Männer aus der vogteye Berow (Vogtei Berau) an. Im kurz darauf (1471) geführten Krieg gegen den Pfandherren Burgund wird die Stärke des Landfahnen mit 1000 Mann angegeben. Als regulären Hauptmann der Miliz auf dem Schwarzwald im Ernstfall wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Waldvogt benannt. 1528 wurde statt des Waldvogts ein Hauptmann für den Landfahnen durch die vorderösterreichische Regierung ernannt. Während des Spanischen Erbfolgekriegs war der Luttinger Pfarrer Johann Caspar Albrecht Kommandant des Landfahmens. Während dieser Zeit (1703) wird eine Stärke des Landfahnen von 906 Mann genannt.“* Quelle: [https://de.Wikipedia.org/wiki/Grafschaft_Hauenstein](https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft_Hauenstein)

Konnte aber der Hauensteiner Landfahnen in einer Bedrohungslage wie bei Schönenbuchen überhaupt aktiviert werden, war dessen Einsatz doch auf die *„Verteidigung*

oder für Kampfeinsätze in den Kriegen der Habsburger außerhalb des Südschwarzwaldes“ beschränkt? Böhler stellt jedoch einen sehr konkreten Bezug zum Hauensteiner Landfahnen her und erkennt in den „bärtigen Talleuten“ auch die „Hauensteiner, bewaffnet mit Speißen und Schwertern, geschützt mit Harnisch, Krebs und Sturmhut.“ In den Annalen der Grafschaft Hauenstein findet sich jedoch nur der Hinweis „1444 vagabundierende Haufen der Armagnaken treiben im Südschwarzwald und am Hochrhein ihr Unwesen. Bei Schönau im Wiesental wird eine Gruppe Armagnacen von Bauern erschlagen“. Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft_Hauenstein

Wenn es sich um ein solch wichtiges Ereignis für die ganze Region und damit natürlich auch für St. Blasien und darüber hinaus handelte, warum findet es keinen schriftlichen Niederschlag – weder in St. Blasien, noch in den Annalen der Grafschaft Hauenstein?

Blicken wir auch noch auf *Caspar Molitoris* (* 1. Februar 1504 in Schönau im Schwarzwald; † 15. Mai 1571 in St. Blasien). Er war ein Benediktiner, Propst, Abt von St. Blasien und Historiker. Hätte 1444 – also rückblickend in einem Zeitfenster, das durch die *oral history* verlässlich abgedeckt werden kann – in Schönenbuchen die Schlacht tatsächlich stattgefunden, wäre dies doch sicherlich von seiner Seite aus – auch als gebürtiger Schönauer – schriftlich niedergelegt bzw. kommentiert worden. Wobei *Petrus II. Bösch*, gebürtig aus Todtnau, ebenfalls als Abt von St. Blasien (1460–1461) zeitlich noch näher an dem fraglichen Ereignis seiner unmittelbaren Heimatregion war.

Auch Böhler unterstreicht die für die Geschichtsschreibung so wichtige Rolle des Klerus: „Diese fleißigen, für die Geschichte stets begeisterten Mönche... Die Reihe dieser für die Ortsgeschichte verdienten Männer beginnt mit dem tüchtigen Abt Caspar I. (Müller) (1541-1571), einem gebürtigen Schönauer, wird fortgesetzt durch Pater Geben, der 1671 seine Studien über Schönau niederschrieb und Pater Reginbert Klump, der von 1716 an Administrator in Schönau war und Pater Joh. Evangelist Stocker, der als Archivar des Klosters und als Administrator 1732 zu Schönau sein Kopialbuch zusammenstellte.“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, Vorwort.

Doch bis heute ist kein Hinweis in St. Blasien gefunden oder bekannt geworden. Auch und gerade die so spezielle „Vermutung“ Geberts in Richtung *Basler Raubzüge* lässt den Schluss zu, dass er bezüglich des Armagnaken-Überfalls offensichtlich begründete Zweifel hegte – zumal er ja selbst ein eifriger Forschungsreisender war und nicht nur den Schwarzwald gut kannte. Entsprechend seiner „Vermutung“ vermute ich, dass er sehr wohl – er hatte Zugang zu allen dafür notwendigen Informationen – erkannte, dass der Angriff nicht 1444 und somit auch die Angreifer keine Armagnaken waren. Er lenkte daher das Augenmerk auf mögliche „Schweizer“ Invasoren. Damit umging er geschickt die ansonsten notwendige Klärung, dass die auf dem in der Kapelle aufgehängte Bild dargestellte Geschichte so nicht stimmte, also nicht der Wahrheit entsprach. Geistlich wie weltlich ein Unding! Damit hätte er den Ruf des Wallfahrtsortes, der katholischen Kirche, des Klosters St. Blasien und damit auch dem Mythos Schönenbuchen, der sich in allerersten Linie auf dem Überfall der Armagnaken über Jahrzehnte, nein, Jahrhunderte aufbaute, nicht nur geschadet (und damit natürlich auch sich selbst). Sondern der Mythos und alles, was sich zwischenzeitlich daran und daraus weiterentwickelte, wäre zerstört worden – und hätte wohl auch eine schwere Glaubens- und Sinnkrise bei den Gläubigen ausgelöst.

Eine weitere Quelle bietet – sehr konkret – neben den Armagnaken eine weitere Alternative an: *„Es folgt mit dem Friedhof von Schönau der Wallfahrtsort Schönenbuchen (1/2 St.); in der Kapelle des Friedhofs ein Fels, auf welchem der Sage den Apostel Petrus (!) knien lässt. Ein rohes Schlachtengemälde soll den Kampf der Thalbewohner mit den Armagnaken, nach anderen einen Sieg Johann von Werth's über die Schweden vorstellen.“* Quelle: Anonymus, *„Der Schwarzwald – der Odenwald, der Bodensee, und die Rheinebene“*, Handbuch für Reisende, 1868, Frankfurt, S. 267:

Auch eine andere Quelle weist auf Werth hin: *„Im Jahre 1636 liegt viel Kriegsvolk in der Nachbarschaft. Die Kaiserlichen befestigten Klein-Hüningen. Viele Schanzer wurden aus der Bevölkerung dorthin beordert. Der kaiserlichen Reiterführer Johann von Werth soll zur Vertreibung der Schweden auch durch das Schönauer Tal gekommen sein und den Feind in der Enge von Schönenbuchen mit Hilfe der Talleute überfallen und geschlagen haben. Darauf mag die beim Volke umgehende andere Fassung der „Schönenbuchener Schlacht“ zurückgehen: Ein Trupp schwedischer Reiter habe beim Anblick der Pfarrkirche von Schönau über das Gotteshaus gespottet. Ihr Anführer habe kommandiert: „Bloser blos us, Pfifer pfif us, übers Schönauer Gotteshus!“* (Vergl. Kolb, Lexikon von dem Großherzogtum Baden, Karlsruhe, 1813. Zu: Schönenbuchen). *Die Niederlage der spottenden Schweden galt als Gottesstrafe beim Volke.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

Wer war *Johann von Werth* – hier eine kurze Vorstellung: *„Johann von Werth, Burggraf von Odenkirchen, Johann (Reichs)freiherr von Werth (* 1591 in Büttgen; † 12. September 1652 auf Schloss Benatek) war einer der bekanntesten deutschen Reitergeneräle im Dreißigjährigen Krieg. Am 3. März 1638 wurde Johann von Werth unter Herzog Bernhard durch den General Georg Christoph von Taupadel in der Schlacht bei Rheinfeldern bei Nollingen gefangen genommen... Am 24. März 1642 wurde er gegen den schwedischen General Gustaf Graf Horn ausgetauscht. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde Johann von Werth stürmisch in Köln, Augsburg und München empfangen... Der Kölner Kurfürst Erzbischof Ferdinand von Bayern nahm ihn in seine Dienste und machte ihn im August 1642 zum Generalleutnant seiner Kavallerie bei Zons. Bis zum Herbst des gleichen Jahres hatte Johann von Werth Bedburg, Grevenbroich, Hülchrath, Liedberg, Mönchengladbach, Neersen und schließlich am 24. Oktober 1642 Düren erobert. Die Reste der gegnerischen Truppen retteten sich bei Wesel über den Rhein... Während der Schlacht bei Tuttlingen am 24. November 1643 gelang ihm fast die Gefangennahme des ganzen französisch-weimarerischen Heeres. Im selben Jahr wurde er Burggraf von Odenkirchen. Am 31. März 1644 wurde Johann von Werth nach der Einnahme von Göppingen zum General befördert. Im Mai desselben Jahres erstach er nach einem Trinkgelage in Köln den Grafen von Merode, der ihn herausgefordert hatte.*

Am 27. Juli 1644 befreite er zusammen mit Franz von Mercy Freiburg im Breisgau von der schwedischen Besatzung und schlug anschließend am 3. und 5. August die Schlacht bei Freiburg im Breisgau gegen die Franzosen unter Herzog Enghien (der spätere Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé) und Marschall Turenne. Am 6. März 1645 nahm er an der gegen die Schweden verlorenen Schlacht bei Jankau teil. Zusammen mit Mercy siegte er am 5. Mai in der Mergentheim. Nachdem sein Dienstherr, der bayrische Kurfürst Maximilian I. am 14. März 1647 den Ulmer Waffenstillstand zwischen Frankreich, Schweden und Bayern ohne Absprache mit dem Kaiser geschlossen hatte, wechselte Johann von Werth mit Teilen seiner Truppen in den Dienst

des Kaisers. Im Auftrag des Kaisers führte er als General der Kavallerie noch einen Feldzug gegen die Schweden, besiegte am 6. Oktober 1648 in der Schlacht bei Dachau den schwedischen General Wrangel und erzwang den Rückzug der Schweden u. Franzosen.“ Quelle: https://de.wikipedia.org/-wiki/Johann_-von_Werth.

Johann von Werth hielt sich also zwischen 1638 und 1644 nachweislich in unserer Region auf.

Schönenbuchen: St. Blasien und der Hotzenwald 1632 – 1634.

„1632 kam erstmals schwedische Reiterei auf den Hotzenwald. 1633 besetzten schwedische Truppen die Waldstädte. 1500 Reiter und 300 Mann Fußvolk quartieren sich 2 Monate lang in Säckingen ein und plünderten die Stadt restlos aus. Am 17. Juni 1633 nahmen die Schweden Waldshut ein, wobei sie die Bewohner wie Vieh zusammengetrieben und 152 Waldshuter getötet haben. Im Herbst 1633 kamen die Kaiserlichen mit 30 000 Mann und 40 Geschützen an den Hochrhein und besetzten Waldshut. Sie kamen auch aus der Markgrafschaft wieder an den Hochrhein und besetzten die anderen Waldstädte. Das kaiserlich-spanische Heer raubte und mordete aber ebenso wie die schwedische Soldateska. Am 16. Okt. 1633 war auch die Festung Rheinfelden wieder in der Hand der Kaiserlichen. Durch den Kriegsverlauf wurde allein Waldshut innerhalb des Jahres 1633 je dreimal von schwedischen und kaiserlichen Truppen besetzt. Jedesmal hatte die Landschaft die einquartierten Soldaten zu versorgen und außer für Quartier und Proviant auch für deren Sold aufzukommen. 1634 konnten die Schweden ungehindert jetzt Waldshut, Laufenburg und Säckingen besetzen. Am 11. April 1634 erstürmten schwedische Truppen die österreichische Stadt Freiburg. Der Südschwarzwald stand nun wieder den Schweden für ihre Beutezüge offen. Kaiserliche Truppen bewachten noch St. Blasien. Dort wurden sie am 23. Juni 1634 von den Schweden überfallen, Die Schweden steckten mehrere Meierhöfe des Klosters in Brand und trieben alles Vieh weg, das sie finden konnten, besonders das Bernauer Tal erlitt großen Schaden. Eine für den Kriegsverlauf wichtige militärische Entscheidung fiel 1634 bei Rheinfelden. Die österreichische Festung am Hochrhein mußte sich am 19. August 1634 nach einer 25 Wochen dauernden Einschließung ergeben. Während der Belagerung unternahmen die Schweden Raubzüge in den Hotzenwald und überfielen Dörfer und Höfe. Nach ihrer Niederlage in der Schlacht von Nördlingen am 6. Sept. 1634 mußten die schwedischen Truppen den Hotzenwald aufgeben. Vor ihrem Abzug plünderten sie die Orte am Hochrhein aus und zerstörten alles, was den nachrückenden Kaiserlichen militärisch hätte von Wert sein können. Auf dem Wald begann 1633 ein Kleinkrieg des Landfahrens gegen Beutemacher und Marodeure. Die Bauern vertrieben im April 1634 mit Verlusten einen Trupp von schwedischen Plünderern. Nach den Schweden und Kroaten wütete die Pest, die bereits 1633 unter der ausgehungerten Bevölkerung große Opfer gefordert hatte.“ Quelle: Der Hotzenwald im Dreißigjährigen Krieg, www.alemannenhof.com > 2018/07 > Engel-Zittig-2018.

„Die schwedische Niederlage bei Nördlingen 1634 (26. August/ 5. September) hatte Auswirkungen, die weit über die Auswirkungen vorangegangener Schlachten des Krieges hinausgingen. Als unmittelbare Folge der Niederlage kamen die drei Reichskreise Schwäbischer Kreis, Fränkischer Kreis, und Bayerischer Reichskreis sowie große Teile des Österreichischen Reichskreises und außerdem mehr als 40 Reichsstädte und fünf Festungen durch nachfolgende Eroberungen oder Kapitulationen wieder unter kaiserlich-bayerische Kontrolle.“ Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_bei_N%C3%B6rdlingen

„Im September 1635 trat schließlich Frankreich aktiv an der Seite der durch die Niederlage stark geschwächten Schweden in den Krieg ein. Mit dem Schwedisch-Französischen Krieg begann das blutigste Kapitel des Dreißigjährigen Krieges.“

Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_bei_N%C3%B6rdlingen

„Im Zusammenspiel von Frankreich und Schweden wurden auf dem Kriegsschauplatz des Heiligen Römischen Reiches Operationsabgrenzungen vorgenommen. Frankreich übernahm die von Schweden aufgegebenen Operationszone Süddeutschland. Dazu gehörte auch die Übernahme von befestigten Orten und Schanzen am Oberrhein von den Schweden. Die Schweden zogen sich vollständig nach Norddeutschland an die Küste der Ostsee, nach Mecklenburg und ins Elbegebiet zurück.“

Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Drei%C3%9Fj%C3%A4hriger_Krieg-Swedisch-Franz%C3%B6sischer_Krieg_\(1635-1648\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Drei%C3%9Fj%C3%A4hriger_Krieg-Swedisch-Franz%C3%B6sischer_Krieg_(1635-1648))

Schönenbuchen: Standortbeschreibung der Kapelle.

Der Standort der heutigen Kapelle ist also mit hoher Wahrscheinlichkeit genau der Punkt, an dem die Bauern ihre Verteidigungsstellung an einer natürlichen „*Letze*“ einrichteten. Denn hier führen felsige Abhänge direkt an die Wiese und verengten das Tal von beiden Seiten auf eine strategisch optimale Weise: Der heranrückende Feind wurde an dieser Stelle gezwungen, seine Marsch- oder Angriffsformation völlig aufzulösen und konnte so eingeschlossen und angegriffen werden. Dabei standen die Bauern auf den seitlichen Felsflanken über den Reitern und konnten von oben herab aus ihrer schützenden Deckung heraus die „*Krähenfüße*“ zwischen die Pferde werfen.

Der heute korrigierte Flussverlauf der Wiese täuscht über die damals mäandrierenden Wasserläufe hinweg, welche das Tal für den Personen- und Transportverkehr nur über die schmalen Hochgestade-Pfade begehbar machte. Natürlich anstehende Gesteinsrippen ließen kein Ausweichen an den Flanken zu. Auffallend die von den alten Flussmäandern wie auch vom neuzeitlich korrigierten Flussverlauf geschaffenen Terrassenflächen.

Die Luftbilddauswertung zeigt einen schanzenartiger Korpus sowie ein deutlich anthropogen überformtes Hochgestade der Wiese, das sich auffallend weit in das Gelände schiebt und den hier bereits von Natur aus bestehende schmalen Durchgang auf rund 30 Meter Breite verengt. Dieser wird im Osten und Westen durch mehrere Felsrippen scharf abgegrenzt, die unmittelbar bis in die Talaue hineinreichen. Ein perfekter Standort, um den Feind zu erwarten und direkt vor und am „*verletzten*“ Engpass zu stellen und von den höher gelegenen Geländepunkten – ohne eigene Verluste – vernichtend zu schlagen. Auffällig auch, dass sich die terrassierte Oberfläche mit einer deutlich abweichenden Vegetationsstruktur noch weiter gegen den Hang hin fortsetzt – also ursprünglich in den talseitigen Hangbereich hineinlief – eine ideal geschützte Angriffs- und Rückzugsmöglichkeit für die Verteidiger. Die aktuellen Luftaufnahmen bestätigen auch die auf Gemälden dokumentierte Gelände-Position der Schwarzwälder Bauern, die von den Anhöhen „*Krähenfüße*“ auf die berittenen Angreifer werfen - und damit unter Reiter und Pferden eine Panik auslösen.

Dem ursprünglichen Künstler des Tafelbildes ist es – im Gegensatz zur realen Abbildung der verschiedenen Personengruppen – sehr gut gelungen, das Landschaftsbild einschließlich der dahinfließenden Feldbergwiese so gut wiederzugeben, dass es für

den Besucher – auch heute noch – mit einem hohen Wiedererkennungswert verbunden ist.

Schönenbuchen: Vom heidnischen Heiligtum zur vielbesuchten Wallfahrts-Kapelle.

Zur Kapelle selbst und dem Tafelbild: „1304 arbor dicta dui Schoenbuoch, 1374 ob der Schoenenbuochen. Marienkapelle als Wallfahrtskapelle, Neubau 1699 der Gottesmutter und den Heiligen Blasius, Petrus und Paulus geweiht. Schon hier befand sich in der Kapelle das großflächige »Schlachtenbild« mit der Darstellung der blutigen Abwehr des angeblichen Einfalls der »armen Gecken« (Armagnaken) 1444 ins obere Tal durch die Bauern von Schönenbuchen. Die jetzige Kapelle ist 1780/81 gebaut, 1956/57 restauriert.“

Quelle: https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/-/Detail/details/ORT/labw_ortsexikon/14988/Sch%C3%B6nenbuchen+-+Wohnplatz

Seith weist in seinem Artikel noch daraufhin, dass die ursprüngliche Kapelle auf der anderen (westlichen) Straßenseite stand. Quelle: Seith, Karl (1953): „Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 15. 1953, Heft 2.1953, Seite 84.

Da Böhler in seinem Beitrag doch sehr grundsätzliche Fragen anspricht, zitiere ich hier nochmals eine größere Textpassage: „Die Inschrift zu Füßen des Bildes gibt als Entstehungsjahr des Gemäldes das Jahr 1771 an unter Vogt Adam Schäuble (Schaible) und den beiden Kirchenpflegern Melcher Butz von Schönau und Bläsi Bläsi (Biese Biese) von Präg (Breg). Das kann nicht stimmen. Denn 1771 war Talvogt Georg Fridolin Schlageten Die beiden genannten Kirchenpfleger waren damals schon tot. Adam Schäuble waltete als Vogt wiederholt zu Anfang des 18. Jahrhundert, auch im Jahre 1727, als Melcher Butz aus dem angesehenen Geschlechte Butz und Bläsi Bläsi vom Rat mit der Verwaltung und Verrechnung des Kirchenvermögens als Kirchenpfleger betraut waren. Wahrscheinlich bei der Renovierung des Bildes wurde die unleserlich gewordene Zahl falsch entziffert und in 1771 verändert. Vorliegende frühere Notizen nennen 1727 als Fertigungsjahr des Bildes. Das zweite Rätsel, das auch der Verfasser der Abhandlung in unserer Zeitschrift zu lösen sucht, findet sich in der Bemerkung der Inschrift des Bildes, daß diese Tafel „wider auff ein neuwes gemahlet worden“ sei von dem Maler Joseph Zimmermann von St. Trudpert. Hat Zimmermann diese Tafel nur restauriert oder hat er sie neu gefertigt und vielleicht nach einem schon vorhandenen wohl kleineren Gemälde? Gern möchte man die letztere Deutung annehmen. Die St. Peterskapelle ist alt. Schon im Berain von 1488 werden Besitzungen derselben aufgeführt. Im dreißigjährigen Krieg hat sie notgelitten. Denn 1655, also kurz nach Kriegsende, beklagt der Pfarrer den baulichen Zustand der vielbesuchten Wallfahrtskapelle mit den zahlreichen dort niedergelegten Votivgeschenken für außerordentliche Gebetserhörungen. Doch schon 1659 konnte eine neue Glocke geweiht werden, dann wurde trotz der Franzosenkriege die Kapelle neu gebaut, ein Hochaltar errichtet und Kapelle und Altar 1699 vom Weihbischof von Konstanz geweiht. Auf der Straßenseite hat das Langhaus nur kleine Oberlichter, damit Platz gegeben ist für das 10 Meter lange Bild des Langhauses. Wenn schon beim Neubau die Fenster derart kleingemacht wurden, ist anzunehmen, daß schon das große Bild vorhanden war und J. Zimmermann nur eine Ausbesserung vornahm. Das Bild war nach 60 Jahren schon sehr reparaturbedürftig. Denn als 1782 eine Vergrößerung der Kapelle vorgenommen wurde, die fast einem Neubau glich, machte der Schönauer Kirchenmaler Franz Joseph Beckert Entwürfe für die drei Altäre und zwei Deckengemälde und bot sich auch an, die „in der Kapelle würrklich stehende große Taffell, soviehl eine alte Mahlerey erleyden mag, zu butzen“. Er ist sich nicht klar, ob sie müßte „frisch gemahlet werden“.

Wahrscheinlich führte er die Ausbesserung durch. Schon 1857 dachte man an eine neue Reparatur. Man trat mit Kunstmaler Vollmar in Säckingen in Unterhandlung, der auf dem Bilde kaum einen Quadratfuß vorfand, der nicht repariert werden mußte. Im Jahr 1898 führte Maler Beyer aus Hönnau um 80 Mark (!) die Renovierung durch, die von Kunstverständigen gelobt wurde.“ Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

Wurde der Standort der Kapelle vor deren Bau möglicherweise schon anderweitig benutzt? War es ursprünglich ein heidnisches Heiligtum? *„... durchaus denkbar aber ist, dass sich an der Stelle ein Heiligtum aus vorchristlicher Zeit befand. In einer byzantinischen Quelle ist erwähnt, dass die Alamannen hohe Bäume, Felsklüfte und Wasserläufe verehrten. Weiter ist es nicht ungewöhnlich, dass christliche Prediger in der Missionierung „heidnische“ Heiligtümer christlich umwidmeten und zu christlichen Verehrungsorten machten. Wenn Schönenbuchen in der Bevölkerung einen so hohen Stellenwert hatte, dass Missionare diese ‚Umwidmung‘ für sinnvoll hielten, dann muss es ein besonderer Ort gewesen sein“, schloss Klaus Schubring. Dann sei auch wahrscheinlich, dass schon zu vorchristlicher Zeit um dieses Heiligtum herum, eine kleine Siedlung bestand, von der das Heiligtum betreut und gepflegt wurde.“*

Quelle: <https://www.verlagshaus-jaumann.de/inhalt.schoenau-besiedlung-schon-im-8-jahrhundert.63bca6d6-6b9f-492e-8b2a-863d85fa6734.html>

Schönenbuchen: Von Fahnen, Feuer, Piken und Hellebarden.

Der immer wieder verwendete Begriff einer „Schlacht“ und eines „Schlachtengemäldes“ trifft im engeren Sinne des Wortes jedoch nicht zu, da hier weder zwei militärische Truppenteile aufeinandertreffen noch ein gemeinsames Gefecht bestritten wird. Denn *„eine Schlacht ist die kriegerische Auseinandersetzung oder das Gefecht zweier oder mehr militärischer Parteien in einem Konflikt von kriegsentscheidender Bedeutung. Für gewöhnlich wird eine Schlacht nach dem Ort benannt, an dem sie stattfand. Mit Schlachtfeld, altertümlich auch Walstatt, wird die geographische Örtlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung bezeichnet, der Kampfplatz. Das Wort „Schlacht“ leitet sich von dem althochdeutschen Wort slahta ab, aus dem das mittelhochdeutsche Wort „slaht“ hervorging. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes war „Tötung“, wie sie bis heute in den Wörtern „schlachten, Schlachtung“ erhalten ist. Erst seit dem 16. Jahrhundert bezeichnet man damit den „Kampf zwischen zwei Heeren“.* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht>

Auch im Zusammenhang mit der Schlacht bei Schönenbuchen oft verwendete Attribut als „blutige“ Schlacht trifft bei genauem Betrachten des Bildes nicht zu: es fließt – erst auf den zweiten Blick wirklich bewusst wahrnehmbar – kein oder kaum Blut, schon gar nicht so viel, dass sich die Feldberg-Wiese *bis nach Klein-Hünigen rot färben* konnte.

Um diesen Hinweis zu verstehen, müssen wir uns das Tafelbild und dessen barock anmutende Szenerie näher betrachten. Blicken wir zuvor noch kurz auf die einzelnen Barockepochen: Frühbarock (bis ca. 1650), Hochbarock (ca. 1650–1700), Spätbarock (ca. 1700–1730) und Rokoko (ca. 1730–1760/70). „Übermalt“ wurde das ursprüngliche Bild, das vermutlich um 1675/85 entstand, entsprechend zweier Quellen (Böhler/Seith) entweder schon 1727 oder erst 1771.

„Das Weltbild des Barock ist vom Dreißigjährigen Krieg geprägt. Dennoch oder gerade deshalb blieb die griechisch-römische Antike mit ihren Formen und ihrer Mythologie ein wichtiges Vorbild. Rom war das bedeutende Zentrum Italiens im Seicento (17.

Jahrhundert). Von den dort ansässigen Malern Annibale Carracci und Michelangelo da Caravaggio gingen die entscheidenden Impulse für die Entwicklung der Malerei im übrigen Europa aus. Die Malerei wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts verstärkt instrumentalisiert; entweder von der Kirche in den Dienst der gegenreformatorischen Bewegung gestellt oder von den absolutistischen Höfen programmatisch zur Verherrlichung des Regenten eingesetzt. Das Tafelbild entwickelte sich zu einem immer beehrteren Sammelobjekt für Adlige, Könige, Höflinge und das sich emanzipierende Bürgertum.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Barock>

Losgelöst von der künstlerischen Freiheit jedes Künstlers: das starke antike (griechisch-römische) Vorbild zeigt sich vor allem in der Kleidung der abgebildeten Söldner. Fernab jeder realen Beziehung zur eigentlichen Epoche des tatsächlichen Ereignisses. Der Künstler malt seine Fußvolk-Figuren eher im antiken Habitus römischer Legionäre oder griechischer Krieger, also keinesfalls als spätmittelalterliche Landsknechte oder Söldner: eben ohne auf das typische Erscheinungsbild jener Zeit zu achten, in der das reale Ereignis stattfand. Wobei dies nicht nur für die Kleidung zutrifft. Auch die Bewaffnung der einzelnen Waffenträger ist ohne jeden realen Bezug zur damaligen Waffentechnik bzw. der Ausstattung der einzelnen Truppenteile.

Hier noch kurz die Erklärung zweier wichtigen Grundbegriffe: *Pike* und *Hellebarde* – auch zur besseren Deutung des Bildinhaltes:

„Eine Pike (von französisch *piquer* ‚stechen‘) oder Spieß ist eine historische Stichwaffe zu Jagd- und Kriegszwecken, die im Unterschied zum Speer bzw. Wurfspieß nicht geworfen wird. Synonym wird oft das Wort Lanze verwendet, das jedoch eigentlich den Spieß des Reiters bezeichnet. Der hölzerne Schaft besaß eine Länge von 5 bis 6 Metern. Die Spitze bestand aus verschiedenen Materialien. Am einfachsten war ein angespitztes Ende, ggfs. feuergehärtet. In der Frühzeit wurden Naturmaterialien wie Knochen oder Stein verwendet, später Bronze oder Eisen. Der obere Teil des Holzschafte konnte durch metallene Bänder verstärkt werden, um ein Abbrechen der Spitze aus dem Holz zu verhindern. Gegen eine Formation aus Spießgesellen war für Berittene nur schwer anzukommen. Der Mensch entwickelte den Spieß zum Wurfspieß (Speer) weiter. Dieser kann geworfen, aber auch im Nahkampf zum Stechen verwendet werden. Der Einsatz des nicht werfbaren Spießes ist als Langspieß wieder in der Antike belegt. Die Sarissa war die Hauptwaffe der makedonischen Phalanx im 4. Jahrhundert v. Chr. Erst im Spätmittelalter nahm die Bedeutung wieder zu. Während des schottischen Unabhängigkeitskriegs entwickelten Schotten den Schiltron, eine Gefechtsformation mit Langspießen. Die Schweizer entwickelten die Taktik des Gewalthaufens und die Pikeniere als schwere Infanterie mit Piken. Andere europäische Nationen übernahmen dieses, darunter die Landsknechte im deutschen Reich. Die Bedienung einer Pike war leicht zu erlernen, und eine Formation Spießträger („Spießgesellen“) konnte sich sehr erfolgreich gegen eine Kavallerieattacke zur Wehr setzen. Spanien perfektionierte das Zusammenwirken von Pikenieren und Arkebuseren in den Tercios (sp. Drittel); diese Gefechtsordnung wurde auf europäischen Kriegsschauplätzen noch bis zum Dreißigjährigen Krieg angewandt. Der Übergang zu Feuerwaffen und vor allem die Einführung des Bajonetts brachten das Ende dieser Ära.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Spie%C3%9F>

„Die Fußsoldaten unterschieden sich nach ihrer Bewaffnung in Pikeniere und Musketiere. Die Aufgabe der Pikeniere bestand darin, Reiterangriffe durch den Einsatz der langen Pike abzuwehren. Zu ihrem Schutz trugen sie ein schussfreies Bruststück, eine

Halsberge, einen Blechschurz und eine eiserne Sturmhaube. Ein Degen diente ihnen zur Verteidigung im Nahkampf. Die Musketiere schützten die Pikeniere, konnten sich aber auch im Nahkampf, wenn ihnen ihre Feuerwaffe nicht mehr von Nutzen sein konnte, zwischen die Speiße der Pikeniere flüchten. Im Gegensatz zum Pikenier verfügte der Musketier nur über eine Sturmhaube, die bisweilen sogar durch einen Leder- oder Filzhut ersetzt wurde. Ein Säbel vervollständigte seine Ausrüstung. Zu Beginn des Krieges besaß eine Kompanie zu Fuß eine Sollstärke von 120 Pikenieren, 20 altgedienten Hellebardenträgern als Sicherung der Fahne und von 160 Musketieren unter dem Kommando eines Hauptmanns, eines Leutnants als Kompanieoffizier und eines Fähnrichs als Offiziersstellvertreter.“

Quelle: https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/langDatensatz.php?urlID=435&url_tabelle=tab_texte

„Die Hellebarde oder auch Helmbarte ist eine Mischform von Hieb- und Stichwaffe, die die Mannstoppwirkung eines Speiße mit der panzerbrechenden Wirkung der Axt kombinierte (Gesamtlänge: ca. 210 cm). Sie gehört zu den Stangenwaffen des Fußvolks und wurde vorwiegend vom 14. bis zum 16. Jahrhundert verwendet. Der Vorläufer dieser Waffe hieß im Deutschen Rossschinder. Aus diesem entstanden zwei neue Waffen: die Glefe und die Helmbarte. Der ursprüngliche Name Helmbarte ist eine Zusammensetzung von mittelhochdeutsch halm, helm für „Stiel“ und barte für „Beil, Streitaxt“, bedeutet also eigentlich „Beil mit (langem) Stiel“. Neben Helmbarte entstanden die Varianten Halmbarte und Halbarte sowie im 16. Jahrhundert Hellebarde. Unter Militärhistorikern sind die Bezeichnungen Helmbarte, Halmbarte und Halbarte für Stangenwaffen gebräuchlich, die von etwa 1470 bis 1530 vor allem von Schweizern und deutschen Landsknechten als Kriegswaffen verwendet wurden. Der Begriff Hellebarde bezieht sich dann auf die weniger massiv konstruierten, oft reich verzierten Ordonnanzwaffen u. a. der Palastgarden.

Die heutigen Formen der Hellebarden entstanden im 13. Jahrhundert auf dem Gebiet der heutigen Schweiz aus einer Verbindung des militärisch eingesetzten Speers und einem sichelähnlichen Werkzeug für die Arbeit auf dem Acker; Haumesser ist eine passende Bezeichnung. Dieses Werkzeug sieht heute noch so aus wie vor 800 Jahren. Montierte man dieses Werkzeug auf einen Schaft, so erhielt man eine Waffe, die im Frühmittelalter als Stangenbeil oder auch Breschenmesser bekannt war. Diese war zwar nicht bloß ein Gartenmesser an einem langen Stecken, als um ca. 1300 eine Verbindung mit dem Speer aufkam, bisher kann jedoch der Ursprung nicht zweifelsfrei geklärt werden. Einige Spuren lenken die Aufmerksamkeit auf das Elsass, wo laut dem Chronisten Riderius die Straßburger um 1260 solche Waffen hergestellt hätten.

Die Hellebarde erreichte um 1470 den Höhepunkt ihrer Effizienz. Besonders effizient wurde sie im Masseneinsatz des Fußvolks durch Schweizer und Hussiten eingesetzt. Im 16. Jahrhundert war sie in der Bewaffnung deutscher Städte weit verbreitet („Nachtwächterspeiße“). In dieser Zeit entwickelte sich die Schlagpartie zurück, während gleichzeitig die Spitze verlängert wurde. Dieser technische Innovationsprozess machte eine eigene Fechttechnik für Hellebarden möglich. Vom frühen 14. Jahrhundert brachen Schrift- und Bildquellen nicht mehr ab, wodurch ein kontinuierlicher Entwicklungsablauf nachgezeichnet werden kann. In den Zeughausbeständen finden sich Original-Hellebarden in größerer Stückzahl wieder.

Im 16. Jahrhundert wurde die Rüstung wegen des zunehmenden Einsatzes von Schusswaffen zurückgedrängt. Der Einsatz der Hellebarde als Stichwaffe mit verlängerter, vorderer Klinge überwog, bis sie schließlich durch die Pike verdrängt wurde.

Die Hellebarde hat eine breite („Beil“, „Barte“) und eine kurze Klinge („Haken“) und am Ende eine spitz gearbeitete Klinge. Der meist 1½ bis 2 Meter lange hölzerne Schaft („Halm“, „Helm“) besaß oft einen mehreckigen Querschnitt oder Lederwicklungen, um beim Hieb das Wegdrehen der Waffe in der Hand zu vermeiden. Der Übergangsbereich zwischen Klinge und Schaft wurde seitlich mit Schaffedern aus Metall verstärkt.

Eine Hellebarde eignete sich im Kampf gleichermaßen zum Schlagen, Stechen und Reißen. Vorteilhaft dabei war, dass sich bei einem verfehlten oder abgewehrten Stich der Haken und das Beil hinter der gegnerischen Parade befanden und so von hinten in den Hals, den Rücken oder in die Beine gestochen werden konnte. Sollte dies nicht gelingen, konnte der Gegner durch die Reißbewegung eventuell aus dem Gleichgewicht gebracht und die Spitze für einen erneuten Angriff wieder vor dem Gegner positioniert werden. Der Haken wurde außerdem genutzt, um Reiter vom Pferd zu ziehen. Beil oder Haken konnten dann zum Durchschlagen der Rüstung dienen. Besonders geeignet waren die meist scharfkantigen Rückseiten von Beilklinge und Haken, um die verletzlichen und kaum durch Rüstungsteile zu schützenden Beinsehnen der Pferde zu attackieren. Die Spitze konnte ähnlich wie der Speiß in geschlossenen Formationen oder im Einzelkampf eingesetzt werden. Der Schlagdorn oder auch Rabenschnabel der Hellebarde (hinter dem Beil) konnte genutzt werden, um Gegnern den Helm und/oder den Schädel einzuschlagen und wirkte wegen der enormen Hebelwirkung panzerbrechend.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Hellebarde>

So kann auch keine funktionale Zuordnung der Arkebusiere, Musketiere, Kürassiere, Dragoner oder als leichte Kavallerie vorgenommen werden. Nicht waffentechnisch erkenn- und zuweisbar sind auch – jeweils bezogen auf die Jahreszahlen 1444 und 1673 – z. B. Armbrust und Hakenbüchse bzw. die typisch schweren Reiterstiefel mit gleichem Maß für beide Füße oder die Reiterpistolen, dann Karabiner und Musketen, Luntenschlossmusketen oder Steinschlossmusketen, typische Kürassierschwerter oder Kavalleriesäbel, Arkebusen oder auch die charakteristischen „Beinkleider“, jene „Trachten“ bzw. später dann der ersten Uniformen. Dafür aber einen orientalischen *Scimitar*, also ein „Krummschwert“ oder „Krummsäbel“.

Der Künstler stellt das gesamte Fußvolk primär als Pikeniere dar. Wobei die eigentlich stabilen und schweren Holzschäfte der Piken hier mehr schlanken Lanzen ähneln und sich so im Feldeinsatz gegen herangaloppierende Reiter nicht bewähren würden, sondern leicht splintern und damit keinen Durchbruch der schweren *Schlachtrosse* verhindern könnten. Die Piken trugen am unteren Ende einen starken Eisendorn, den sie beim „Fällen“ der Piken – also in halber Höhe und somit auf den Brust- und Halsbereich der anstürmenden Pferde gerichtet – zum besseren Halt in den Boden rammen. Die jeweiligen Anführer unter den Fußtruppen erkennt man an ihren Hellebarden. Auch diese sind zu dünnschäftig und überlang abgebildet – real waren sie durchschnittlich nur 2,10 Meter hoch mit kräftigem Holzschaft.

„Der Arbeitskreis "Historische Einungsmeister-Versammlung" hat in mehrjähriger Arbeit, unterstützt durch großzügige Spenden, über dem Museum "Historische Einungsmeister-Stube" im Gasthof "Hirschen" in Dogern eine Waffenkammer eingerichtet. Darin sind die Waffen des früheren "Landfahnnens" (Militär der ehemaligen Grafschaft Hauenstein), sowie die Soldaten dazu ausgestellt. Gezeigt werden zahlreiche Blankwaffen (Speiße, Hellebarde, Speere, Faschinenmesser, Schwerter, Sax- und Hauswehren, Bajonette, Dolche, Hirschfänger), sowie die ersten Waffen mit Patronen (Ha-

kenbüchsen, Luntenschloß-Gewehre, Musketen usw.), sowie die Soldaten in ihren ehemaligen Uniformen (Lederwams, Kettenhemd, verschiedenartige Helme), eine Wachstube, eine Kleiderkammer und eine Sitzgruppe mit den Original-Einungsmeister-Stühlen und dem Stammtisch der früheren Löwenbrauerei von Waldshut.“ Quelle: <http://www.habsburg.net/kunst-kultur/historische-ausstellung/die-grafschaft-hauenstein-in-vorderoesterreich/die-grafschaft-hauenstein-in-vorderoesterreich/>

Weitere Quellen: *Die große Zeit der Kavallerie*, 1980, Luzern, *Des Kaisers Reiterei – Österreichische Kavallerie*, 1967, Wien, *Men At Arms: Louis XV's Army French Infantry*, Osprey, 1997, *Men At Arms: Louis XV's Army Light Troopa and specialists*, Osprey, 1997. *Um Österreich! Schlachten unter Habsburgs Krone*, 1995, Graz/Stuttgart. *Krieger, Kämpfer und Soldaten – von der Antike bis Heute*, 2012. *Uniformen europäischer Armeen*, Berlin, 1978. *Geschichte der Kriegskunst: Das Altertum – Von den Perserkriegen bis Caesar*, Hamburg, 2003, *Geschichte der Kriegskunst: Das Mittelalter – Von Karl dem Großen bis zum späten Mittelalter*, Hamburg, 2003 und *Geschichte der Kriegskunst: Die Neuzeit – Vom Kriegswesen der Renaissance bis zu Napoleon*, Hamburg, 2003.

Andeutungsweise bildet der Künstler die Pikeniere als Formation eines sog. *Gewalthaufens* ab – dieser „bezeichnet die Hauptformation des Gevierthaufens, der vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit in Europa und war die effizientesten und allgemein verbreitete massive Schlachtordnung. Weitere Bestandteile des Gevierthaufens waren die Vorhut und die Nachhut. Der Begriff wird zunächst vor allem auf die Formationen der Schweizer Eidgenossen während ihrer Kriege gegen Habsburg und Burgund im Spätmittelalter angewendet, und zwar in erster Linie ab der Mitte des 15. Jahrhunderts, als sie Pikeniere in ihrem Bauernheer einführten. Diese bildeten einen schützenden Rahmen um die restlichen Nahkämpfer mit ihren Hellebarden und anderen Waffen. Sie sollten die Lanzenangriffe der Ritter abwehren und gegnerische Infanterie mithilfe der überlegenen Reichweite ihrer Piken überwältigen. Anschließend sollten die anderen zwischen den Reihen nach vorne stürmen und den Feind vernichten. Die mit Feuerwaffen ausgerüsteten Krieger kämpften außerhalb der Formation als Tirailleure. Meist bildeten die Schweizer drei Haufen: Vorhut, Gewalthaufen als Hauptmacht und Nachhut.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Gewalthaufen>

Der Blick auf die zeitgenössisch korrekten Waffentechnik-Darstellungen eidgenössisch-kriegerischer Auseinandersetzungen ermöglichen die *Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts*, Zürich, (1941) mit der *Berner Chronik 1570*, der *Amtlichen Berner Chronik 1478 und 1484*, der *Privaten Berner Chronik 1484*, der *Chronik der Burgunderkriege 1480*, der *Zürcher Chronik 1506*, der *Amtlichen Luzerner Chronik 1515*, der *Eidgenössischen Chronik 1514* sowie der *Schweizer Chronik 1576*. Hier ist es besonders interessant und ertragreich, die Illustrationen des Zeitabschnittes von 1430 – 1450 heranzuziehen – insbesondere die von 1444, welche die Schlacht an der Birs und St. Jakob abbilden – z. B. eben auch bereits mit Feuerwaffen, die auf dem Tafelbild von Schönenbuchen völlig fehlen. Was zu falschen Rückschlüssen führen kann: „Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit“ (Böhler).

Ein weiterer, besonderer Augenmerk gilt den auf dem Tafelbild abgebildeten Feldzeichen (auch Fähnlein, Feldfahne, Reiterfahne, Wimpel, Banner). „Feldzeichen sind militärische Abzeichen, die die Zugehörigkeit zu einer Kriegspartei kenntlich machen. Feldzeichen dienen auch der Orientierung und der Befehlsgebung im Kampf sowie insbesondere – bis heute – zur Hebung von Korpsgeist und Kampfmoral. Das Feldzeichen ist Symbol der Gemeinschaft, es wohnt dem Gegenstand selbst aber auch ein hoher Wert im moralischen Sinne inne. Dieser setzt sich aus dem der Gemeinschaft

und dem eigenständigen, dem Feldzeichen zugeordneten Wert zusammen, das hierzu teilweise auch einem Weihe- oder Heiligungsvorgang unterzogen wird. Dem entspricht die weit gefasste Vorstellung einer dem Feldzeichen zukommenden Ehre, die teilweise über die einer Person hinausgeht und die um jeden Preis zu verteidigen ist. Ein Verlust dieses Zeichens war für den Unterlegenen eine besondere Schmach, weshalb sie auch bei verlorener Schlacht besonders erbittert verteidigt wurden. Feindliche Feldzeichen waren denn auch eine besonders begehrte Trophäe, die gern im Rathaus der siegreichen Partei aufbewahrt wurde.

Als Standarte (aus altfranzösisch *estandard*, altfränkisch *standort* „Aufstellungsort“) wird in Vexillologie (Fahnenkunde) und Heraldik (Wappenkunde) eine spezielle Form der Flagge bezeichnet. Die Standarte war ursprünglich in der Antike ein an einer Stange gehisstes Feldzeichen, meist ein plastisches Bild, das den Sammlungsort eines Truppenteils in der Schlacht markierte. Im frühen Mittelalter der schweren Ritterheere stand dieses Feldzeichen fest auf einen Wagen montiert, im Spätmittelalter, als auch schnellere Kavallerie aufkam, auch als eine langgestreckte, ein- oder zweizipfelige Reiterfahne, dann als quadratischer Banner mit Schwenkel (Wimpel), seit dem 17. Jahrhundert eine meist quadratische, später auch dreieckige Fahne berittener Truppen aller Art. Im Mittelalter wurden Fahnen mit Farben und Wappen zum wichtigen Erkennungsmerkmal in der Schlacht, da man Freund und Feind aufgrund fehlender einheitlicher Kleidung (Uniform) noch nicht unterscheiden konnte. Im Gefecht wurden die Fahnen stets von dem jüngsten Offizier, dem Fähnrich begleitet. Er hatte dafür zu sorgen, dass das Symbol der Einheit nicht in Feindeshand geriet.“

Quellen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Feldzeichen>, <https://de.wikipedia.org/wiki/Fahne> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Standarte>.

Die „Übermalung“ hat sicherlich auch ein Grund in dem über die Jahre – durch Kerzenrauch und sonstige Einflüsse auf den hölzernen Maluntergrund – erfolgten starken Nachdunkeln der aufgetragenen Farbe, was das Erkennen der Figuren immer schwerer werden ließ. Dennoch war dies ein eher maltechnischer Grund, das Bild restaurierend zu *übermalen*. Es gibt aber auch klare Indizien dafür, dass es noch andere – möglicherweise sogar gewichtigere Gründe – für eine Übermalung gab.

Ich weise daher auch darauf hin, dass 1727 bzw. 1771 mehrere Feldzeichen erkennbar „übermalt“ wurden. Dabei wurde die ursprüngliche „heraldische“ Zuordnung – wohl bewusst – „abgedeckt“ bzw. die neue Übermalung mit sicherlich klarem „Hintergedanken“ neu aufgetragen. Da wurden nicht nur die Piken/Lanzenspitzen schärfer nachgezeichnet, sondern auch die Stangenwaffen sowie die Fahnen selbst. Ich gehe davon aus, dass dies nicht allein in der künstlerischen Freiheit des Restaurator oder „Übermalers“ lag. Die von mir angefertigten digitalisierten Großaufnahmen belegen die erkennbaren Veränderungen.

Wobei noch auffälliger ist, dass wir in jeweils der linken und rechten Fußgruppe sehr klare Farb- und Heraldik-Zuweisungen haben, während im Kampfgetümmel der Reiter es keinerlei eindeutige heraldische Zuweisung (mehr) gibt – und damit deren Herkunft bzw. deren nationale Zugehörigkeit bzw. ihre Kriegspartei zeitlos anonymisiert wird. Somit können die Reiter alles sein: Armagnaken, Schweden, Franzosen oder Schweizer. Diese Übermalung könnte damit eben gleichzeitig eine bewusste „Umwidmung“, eine völlige „Neugestaltung“ der ursprünglichen Darstellung – mit neuem Inhalt, mit einer neuen Aussage, mit einer neuer Interpretationsmöglichkeit und damit auch mit neuer Geschichte bzw. Botschaft.

Gleich mehrere Reiter-Fahnen sind dabei ausgesprochen und auffallend „unheraldisch“ gestaltet: „Es werden reine Farben ohne Abschattierungen, Verläufe und Nuancen verwendet. Natürliche Farben (Braun, Grau, Fleischfarbe) gelten als unheraldisch. Es sollten möglichst nur heraldische Farben (Rot, Blau, Schwarz, Grün) und Metalle (Gold, Silber) verwendet werden.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Heraldik>

Eine der Fahnen des Fußvolkes ist heraldisch relativ klar Rheinfeldern (Waldstadt) zuzuordnen. Dies ist umso interessanter, als dass Rheinfeldern in Verbindung mit der Jahreszahl 1444 historisch nicht auffällig ist, jedoch mit dem von mir vermuteten Jahr 1634 einen regionalgeschichtlich bedeutsamen Bezug bilden kann. 1634 fällt Rheinfeldern in die Hände der Schweden, 1634 konnten die Schweden so ungehindert Waldshut, Laufenburg und Säckingen besetzen. Und am 11. April 1634 erstürmten schwedische Truppen die vorderösterreichische Stadt Freiburg – auch dieses auffällig und leicht erkennbare Georgs-Kreuz-Muster ist als Fahne beim Fußvolk zu sehen – also Rheinfeldern und Freiburg (steht auch für den Breisgau und Vorderösterreich)! Zufall? Sicherlich nicht! Der Südschwarzwald stand nun wieder den Schweden für ihre Beutezüge offen. Und am 23. Juni 1634 wird St. Blasien von den Schweden überfallen. Wie 1634 auch Schönau. Ein furchtbares Schreckensjahr für den gesamten Südschwarzwald, speziell aber ganz besonders für das Hochrheintal und den Hotzenwald sowie das ganze Wiesental. Und die beiden Fahnen werden – so meine Interpretation – damit für das ganze Bild zum Aufruf und Symbol des aktiven Widerstands gegen die schwedisch-wüstgläubigen Eindringlinge.

Allerdings ist mit dem Jahr 1634 (26. August) die Schlacht von Nördlingen und damit mit der Niederlage der Schweden und deren Rückzug aus dem gesamten süddeutschen Raum verbunden. Wobei jetzt nahtlos die mit Schweden eng verbündeten Franzosen deren militärische Rolle in unserem Raum übernehmen.

Was dem normalen Betrachter oft entgeht, ist ein Objekt, das der Maler direkt unter der Georgskreuz-Fahne nur schwach angedeutet hat: ein brennendes Haus – direkt südlich der Kirche. Man kann es als Hinweis auf das Jahr 1634 deuten, aber genauso auf die späteren Jahre, wo man Schönau brandschatzte. Auf jeden Fall eine klare Zuordnung zu den Bränden, mit welchen die Schweden wie die Franzosen Schönau heimsuchten. Was meine These stützt, dass auf dem Bild thematisch bewusst beide Zeithorizonte vereinigt wurden, welche dann über die Sagenwelt noch um ein dritten, nämlich dem von 1444, erweitert wurde.

Schönenbuchen: Orale Überlieferungskontinuität seit Jahrhunderten?

„Die Geschichte der Sagensammlung und -forschung weist ein markantes Charakteristikum auf: Immer wieder versuchte man, in der mündlichen Tradition das Abbild historischer Realität zu sehen, die zudem noch möglichst weit zurückliegen sollte. In allen beteiligten Disziplinen, der Volkskunde, der Geschichtswissenschaft und der Archäologie, werden bis heute — natürlich nicht durchgängig — Positionen vertreten, die von jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung ausgehen. Ein schlüssiger Beweis für die vermutete Kontinuität oraler Tradition über so lange Zeiträume konnte bisher nicht erbracht werden. Dennoch spukt die Kontinuitätsprämisse noch in den neuesten Publikationen bzw. wissenschaftlichen Untersuchungen herum. Entgegen diesen Vorstellungen haben einschlägige Untersuchungen verschiedener Wissenschaftsdisziplinen die Annahme erhärtet, daß für den Bereich der mündlichen Über-

lieferung nur mit einem relativ kurzen Zeithorizont gerechnet werden kann. Auch die Geschichtswissenschaft stellte sich in den letzten Jahren nicht nur im Rahmen des verstärkt zur Geltung gekommenen Ansatzes der Oral History dem Problem. So hat die Praxis der Oral History deutlich gemacht, daß der beschränkte Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses in aller Regel „nicht weiter zurück als 80 bis (allerhöchstens) 100 Jahre, also die biblischen 3—4 Generationen und das lateinische saeculum“ reicht. Damit liegen sicherlich Ergebnisse vor, die bei der Interpretation von Volkssagen Berücksichtigung finden müssen, während für Flurnamen infolge ihrer schriftlichen Fixierung in Sal- oder Lagerbüchern oft eine verlängerte Überlieferungsdauer festzustellen ist, man daher aber auch häufig die Zeit ihrer Entstehung zumindest annähernd festmachen kann.

Für die angeblich orale Tradition, wie sie in den zahlreichen Sagensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hat, ist daher anzunehmen, daß sie in der Regel nicht vor das 18. Jahrhundert zurückreicht... Sagen werden angereichert mit einem Vorstellungs-, Interpretations- und Gefühlskonglomerat, in dessen Hintergrund u.a. Faktoren und Potenzen wie Mythos, Tradition, Verherrlichung, Patriotismus und Nationalismus, Rückbesinnung auf das „Altdeutsche“, Deutsch- und Volkstum, Identitätssuche und -stiftung, aber z.B. auch Naturpoesie ausgemacht werden können. Dies kann bis zur totalen ideologischen Vereinnahmung führen.“ Quellen: Wolfgang Seidenspinner (1992): *Archäologie, Volksüberlieferung, Denkmalideologie - Anmerkungen zum Denkmalverständnis der Öffentlichkeit in Vergangenheit und Gegenwart*. Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein; Wolfgang Seidenspinner: *Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte*. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 11 (1988); Wolfgang Seidenspinner: *Sage, Archäologie, Historie. Überlegungen zur Verortung historischer Sagen*. In: *Das Bild der Welt in der Volkserzählung*, hrsg. von Leander Petzoldt, Siegfried de Rachewiltz, Ingo Schneider und Petra Streng. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris 1993; Wolfgang Seidenspinner: *Sage und Geschichte. Zur Problematik Grimmscher Konzeptionen und was wir daraus lernen können*. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 33 (1992).

Deshalb ist es auch im *Fall Schönenbuchen* dringend geboten, die jeweiligen Zeitspannen zwischen den historischen Ereignissen und deren „*sagenhaften*“ Auswirkungen im Sinne Seidenspinners kritisch zu überprüfen.

Dabei ergibt sich folgendes Bild: zwischen 1444 bis zum Erscheinen der ersten Sagen, die auf Schönenbuchen Bezug nehmen, liegen 372 (!) Jahre. Sollten 1444 tatsächlich die Armagnaken in Schönenbuchen gewesen sein, hätte der Schönauer Abt Caspar Molitoris von St. Blasien dies 1570 entsprechend der *oral history* sehr wohl noch wahrnehmen können und genauso noch den Basler Raubzug von 1446 (94 Jahre). Zwischen dem angeblichen Vorfall und der Übermalung von 1727 bzw. 1771 liegen immerhin aber auch schon wieder 283 bzw. 327 Jahre (!).

Zwischen den beiden möglichen Vorfällen 1634 bzw. 1673 zählen wir bis zur Übermalung im Jahre 1727 bzw. 1771 insgesamt 93 bzw. 137 Jahre – liegen also noch knapp im Grenzbereich der mündlichen Überlieferung. Und von der Übermalung bis zum Erscheinen der ersten Sagen um 1816 liegen dagegen nur 89 bzw. 45 Jahre. Eine durchgehend gesicherte Kontinuität der Überlieferung finden wir primär – was Seidenspinners Thesen bestätigen – bei den Flurnamen im Zusammenhang mit den Letzen (*Letzi, Letzegraben, Letze, Letzberg*).

Meine ersten Begegnungen mit Votivbildern liegen schon sehr weit zurück. Schon als kleiner Junge wurde ich mit zu Wallfahrten ins eidgenössische Mariastein und der dortigen Gnadenkapelle des Klosters Mariastein oder zur Benediktinerabtei Kloster Einsiedeln, dem bedeutendste Wallfahrtsort der Schweiz, mitgenommen. Für mich waren die kleinen Bildtafeln, die dicht an dicht an den Wänden hingen, immer spannende und wundersam-faszinierende Bildergeschichten – da ich den Text noch nicht entziffern konnte

Ich stelle deshalb zunächst mit „Votiv“ und „Wunder“ bewusst zwei Begriffsklärungen voraus: *„In der katholischen Kirche waren besonders im Barock Votivbilder (Votivtafeln) verbreitet, die die wundersame Errettung aus einer Notsituation darstellten. Votivgaben oder Votive (von mittellateinisch vovere, ‚geloben‘) sind Gegenstände, die aufgrund eines Gelübdes bzw. Verlöbnisses als symbolische Opfer einer überirdischen Macht öffentlich dargebracht werden. Dies geschieht insbesondere für die erfolgte oder gewünschte Rettung aus einer Notlage und häufig an einer kultischen Stätte. Das zu einer Votivgabe führende Gelübde bezeichnet man als Votation, die das Gelübde ablegende Person als Votanten. Als Votivschatz bezeichnet man sowohl die Gesamtheit der an einem kultischen Ort gesammelten Votivgaben als auch einen archäologischen Fund, der hauptsächlich aus Votivgaben besteht. Im Christentum gibt es Votivbrauchtum seit den Anfängen. Zur reichsten Entfaltung kam es in der Barockzeit, als auch die Wundergläubigkeit ihren Höhepunkt erreichte. Gemälde werden als Votivbilder bezeichnet.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Votivgabe>

„Als Wunder gilt umgangssprachlich ein Ereignis, dessen Zustandekommen man sich nicht erklären kann, sodass es Verwunderung und Erstaunen auslöst. Es bezeichnet demnach allgemein etwas Erstaunliches und Außergewöhnliches. Im engeren Sinn versteht man darunter ein Ereignis in Raum und Zeit, das menschlicher Vernunft und Erfahrung sowie den Gesetzmäßigkeiten von Natur und Geschichte scheinbar oder wirklich widerspricht. Die heutige Vorstellung von einem Wunder als „übernatürlich“ entstand erst in der Neuzeit; sie setzt Wissen um die Existenz von Naturgesetzen voraus. Für die Menschen in Antike und Mittelalter hingegen, für die bereits Phänomene wie Blitz und Donner unerklärlich waren und die einer scheinbar ungeordneten, regellosen Umwelt gegenüberstanden, war die Grenze zwischen „Möglichem“ und „Unmöglichem“ weitaus durchlässiger.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Wunder>

Betritt man unvorbereitet die Kapelle in Schönenbuchen, zieht das Tafelbild – auch ob der ungewöhnlichen Maße – den völlig überraschten Besucher sofort in seinen Bann. Man ist erstaunt und manchmal auch etwas irritiert, ein solches „Schlachtenbild“ in einer solch kleinen Kapelle vorzufinden. Wie lassen sich Krieg, Tötung und Gemetzel gemeinhin mit einem so klerikalen Platz, dazu noch einen bekannten Wallfahrtsort, vereinbaren? Da ich schon mehrere Exkursionen und Führungen in der Kapelle geleitet habe, kenne ich diese Eindrücke und Fragestellungen von vielen Besuchern.

Erst mit den aktuellen Forschungsarbeiten ist mir noch bewusster geworden, dass es sich hier eben nicht um ein „weltliches“ Schlachtengemälde handelt und auch nicht um die Abbildung realer Geschehnisse handelt. Sondern um ein ungewöhnlich überdimensioniertes Votivbild, dessen ungewöhnliche Größe auch den Leidensdruck, aber auch tiefgläubig die wundersamen Ereignisse widerspiegelt – eben auch die „wundersame Errettung aus einer Notsituation.“ Aber eben auch „ein Ereignis in Raum und Zeit, das

menschlicher Vernunft und Erfahrung sowie den Gesetzmäßigkeiten von Natur und Geschichte scheinbar oder wirklich widerspricht“.

Schönenbuchen: Historisches militärisches Umfeld mit Recht- und Wüstgläubigen.

Um welche Notsituation handelte es sich? Schönau lag an einem sehr wichtigen Verkehrsknotenpunkt – zivil wie militärisch, handelsmäßig wie taktisch-strategisch elementar, Verbindungsbrücke zwischen Wiesental und Hochrhein, zwischen Breisgau und der Schwäbischen Alb, Zugangsweg nach St. Blasien – und aus der Sicht der Schweden und Franzosen – völlig ungeschützt und wie auf einem verlockend-verführerischen Präsentierteller noch vor der alten Defensivlinie gelegen, die sich vom Rothaus an der Murg über Gersbach, das Herzogenhorn und den Feldberg hinzog. Und somit Schönau für Schweden wie Franzosen zu einer leichten, gefahrlosen Beute macht – zwischen 1634 und 1678 verbunden mit gleich mehrfach traumatischen Zerstörungen der Stadt. Trotz der geographischen Nähe zur vorderösterreichischen Waldstadt Rheinfelden (für die man Schanzer und Fuhrwerke bereitstellen musste) und den dort zeitweilig lagernden Reichstruppen, war es zusätzlich vor allem aber auch konfessionelles Grenzland. Katholisch-vorderösterreichische Vorlande hier und evangelisch-baden-durlachische Markgrafschaft auf der anderen Seite. Rechtgläubige hier und Wüstgläubige dort. Und eben nicht zu vergessen: es herrschte der Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648) – damit war die Territorialgrenze auch gleichzeitig Glaubensgrenze und somit in Zeiten des „*Glaubenskriegs*“ (der keiner war) lebensgefährliches Grenzland.

Schweden und Franzosen sind dabei enge Verbündete: Im Vertrag von Compiègne einigen sich am 30. April 1635 der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna und der französische Erste Minister Kardinal Richelieu auf ihr gemeinsames Vorgehen im Dreißigjährigen Krieg. Frankreich verpflichtet sich, den Krieg gegen Spanien zu eröffnen und keinen Separatfrieden mit einem Gegner Schwedens zu schließen. Auch erkennt Frankreich Schweden als gleichrangigen Partner an. Dafür gewinnt Richelieu das linke Rheinufer. Damit kommt es zu der merkwürdigen Situation, dass ein katholischer Kardinal an der Seite der protestantischen Vormacht mit den evangelischen Reichsständen gegen die katholischen Habsburger in Wien und Madrid kämpft, die mit dem Papst verbündet sind. 1672 und erneut 1673 erfolgten französische Angriffe auf Schönau, das dabei fast völlig niedergebrannt wird. Offensichtlich erstmals stießen die Soldaten jedoch auf ihrem geplanten Weiterzug wohl auf massive Gegenwehr an den besetzten Letzen: *„Doch gingen sie wieder zurück, weil die Schwarzwälder sich zur Wehr setzten und viele ihrer Feinde in den Engpässen erschlugen“* vermerkt Eberlin in seiner Schopfheimer Chronik.

Schönenbuchen: Schlossboden, Eck und Hau (Böllen/Neuenweg).

Für den Zeitraum des Dreißigjährigen Kriegs ist erwähnenswert, dass 1633 das nahegelegene (evangelische) Heubronn von kaiserlichen (katholischen) Reichstruppen – von der Festung Breisach aus kommend – im Zuge einer Verproviantierung geplündert wurde. Inwiefern dieses Ereignis Auslöser für die schwedische Schutzmacht der Evangelischen dafür war, eine Anlage auf dem *Schlossboden* (Neuenweg) zu errichten oder die bestehende Basisanlage wieder zu aktivieren bzw. auszubauen, lässt sich nicht mehr belegen – ist aber naheliegend. Zumal auch 1634 das benachbarte katholisch-habsburgisch-vorderösterreichische Schönau überraschend von schwedischen Reitern angegriffen wurde und bereits zuvor 1632 im ebenfalls unmittelbar benach-

barten (katholische) Münstertal wiederum schwedische Truppen neben der großen Klosteranlage zudem 70 Häuser in Schutt und Asche legten. So wurde für die Schweden Neuenweg eine wichtige logistische Ausgangsbasis – auf evangelischen Boden.

Es liegt daher auch die Vermutung nahe, dass neben der möglichen Schanzanlage auf dem *Schlossboden*, auch die ursprüngliche kleinere Schanze auf dem *Holderkopf* (bevor sie als große *Holder-Schanze* wichtiger Bestandteil der Markgräflichen Linie wurde) eine deshalb auch in jenem Zeitraum (nach 1632) von schwedischen Truppen auf evangelischen Territorium errichtete Verschanzung waren – von denen sie aus schnell das nahegelegene katholische Reichsgebiet (Schönau, Münstertal, Breisgau) angreifen konnten. Dazu war aus schwedischer (später auch aus französischer) Sicht die Sicherung der beiden Bergsättel und Passhöhen *Hau* und *Eck* strategisch sehr wichtig, um nach beiden Richtungen geschützt zu sein. Vor allem um damit nicht von den kaiserlichen Reichstruppen – möglicherweise zeitgleich vom Münstertal und dem Großen Wiesental her kommend – in die Zange genommen zu werden. Die massive Stationierung von Reichstruppen im Raum Schönau (1688) spricht auch für eine unmittelbare Bedrohungssituation durch die nahen schwedischen Truppen.

Nimmt man die Basis-Biwak-Kapazität im Sinne eines Feldlagers von der *Holder-schanze* mit ca. 200 Mann und dem *Schlossboden* mit ca. 300 Mann an, ergibt sich eine Gesamtzahl von ca. 500 Soldaten. Eine schwedische Kompanie zu Gustav Adolfs Zeiten bestand aus 72 Musketieren und 54 Pikenträgern (schwere Infanterie, Spießträger). Vier Kompanien bildeten ein Bataillon, zwei Bataillone ein Regiment und zwei Regimenter eine Brigade, die im schwedischen Heer die wichtigste taktische Einheit auf dem Schlachtfeld wurde (Quelle: Wikipedia). Zwei westlich vom Plateau gelegene breite Geländeterrassen hätten im Ernstfall nochmals Platz für weitere 100 - 120 Soldaten geboten, so dass das gesamte Kontingent auf maximal ca. 720 Musketiere und Spießträger angewachsen wäre. Was eine solche Truppe anrichten kann, zeigte sich 1632 im Kloster St. Trudpert: dort legten rund 1.000 schwedische Soldaten nicht nur das sehr große Kloster, sondern gleich auch noch 70 Häuser in Schutt und Asche! Legt man diese historischen Zahlen zugrunde, könnten in Neuenweg zeitweise vier schwedische Kompanien, also ein ganzes Bataillon stationiert gewesen sein. Dies unterstreicht auch die strategische Bedeutung, die das Dorf im Dreißigjährigen Krieg innehatte.

„Wobei der Begriff Schweden oder Schwedische Armee oder Schwedisches Heer - sie nannten sich selbst Schwedisch-Finnische Armee - nur ein irreführendes Etikett und militärischer Tarnmantel dafür war, dass es sich hierbei um die größte paneuropäische Armee vor Napoleon handelte. Schwedischstämmige stellten in dieser Armee einen nur geringen Anteil der Obristen. Das Hauptkontingent des Heeres wurde von Feldmarschällen der Konföderierten und deren Bastanten-Soldaten (90%) gestellt - im Gegensatz zur der von Gustav Adolf selbst geführten Royal-Armee. Die sog. Bastanten setzten sich überwiegend aus Deutschen, Finnen, Livländern, Böhmen, Schotten, Iren, Niederländern und Wallonen zusammen. Der Mannschaftsbestand betrug 1632 im November 149.200 Mann.“ (Quelle: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/welser-n-von/>).

Des Weiteren griffen 1677 und 1678 unter General Montelar von Badenweiler aus französische Truppen über den *Hau* Schönau an und zerstörten Schönau so zum wiederholten Mal. Kaum vorstell- oder nachvollziehbar, was dies für die betroffenen Bewohner bedeutete. Aus der Sicht des habsburgisch-vorderösterreichischen Territoriums war somit eine sofortige militärische Sicherung aller in Frage kommender Passhöhen,

welche den Franzosen als Übergänge nach Schönau dienten, zwingend erforderlich. Diese erfolgte jedoch erst ab 1693 unter dem Oberbefehl von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, auch *Türkenlouis* genannt, der hier nun auch die über die Bergrücken des Kleinen Wiesentals laufende *Vordere Linie* errichten ließ, die als vorgeschobene Defensivlinie der bereits bestehenden *Hinteren Linie* und Teil der großen *Schwarzwalddlinie* dienen sollte. Mit dem Bau dieser *Vorderen Linie* sollte somit langfristig das dahinter liegende Reichsgebiet und hier insbesondere Schönau vor weiteren französischen Übergriffen über den *Hau* geschützt werden. Dass mit dieser Entscheidung die dann vor der Linie liegende Markgrafschaft schutzlos dem Feind ausgeliefert war, wurde vom Hof in Wien billigend in Kauf genommen.

Wobei der militärisch bevorzugte Weg vom *Hau* talwärts ganz offensichtlich nicht den damaligen wie dem heutigen primären Straßenverlauf nach Wembach folgte, sondern bereits wesentlich früher – den topografischen Gegebenheiten des natürlichen Geländereiefs folgend – in zunächst östlicher Richtung abzweigt. Es gibt zwei Einstiegsmöglichkeiten: als erste die Einmündung des *Wildböllnbaches* und über den Hügel weiter in Richtung des *Lehbächles*. Wobei sich die Einmündung des *Lehrbächles* selbst wiederum als zweite Aufstiegsmöglichkeit anbietet, von der man dann über die Nordwestflanke des *Haselbergs* weiterzieht. Die Benutzung möglicher Wegführungen entlang der südöstliche Flanke des Haselbergs wären nicht so geeignet gewesen, da man die dort in Richtung Schönau ziehenden Reiter früh vom Talboden aus gesichtet hätte – auch von der Wembacher Letze aus. Schließlich südlich vorbei an *Entenschwand* – und dann lag den Angreifern das ungeschützte Schönau im wahrsten Sinne des Wortes zu Füßen. Ein absolut idealer Angriffs- und Rückzugsweg – der die große Letze im Tal bei Wembach umging und Schönau nördlich vom *Gurgel* überraschend – und dann noch in breiter Formation – angreifen konnte.

Der Aufstieg über das *Lehbächle* ist in der alten Militärstraßen- und Schanzenkarte von 1701 eingezeichnet und wohl schon auch von den Schweden benutzt worden, wenn sie ihr Feldlager bei Neuenweg verließen, um Schönau überraschend anzugreifen oder in der Umgebung Kontributionen einzutreiben. Interessant in diesem Fall die geographische Nähe zum sagenhaften *Schwedenstein*: „*Er wurde im Gurgelwald bei Schönau in voller Rüstung begraben. Noch heute kann man dort einen Stein sehen, der „Schwedenstein“ genannt wird; in diesem Stein ist ein Kreuz eingemeißelt.*“ Der *Gurgelwald* liegt genau an dieser wohl dann doch alten Wegführung.

Ich gehe deshalb davon aus, dass diese zwei bislang nicht beachteten Wegführungen unmittelbar mit den militärischen Ereignissen in Schönau und auch in Schönenbuchen in Zusammenhang stehen, was der direkte Abgleich mit alten Schönauer Karten aus den Jahren 1770 und 1846 (dankenswerterweise von Benno Dörflinger zur Verfügung gestellt) ebenfalls nahelegt. Auf späteren Karten fehlen sie. Ich habe den möglichen Verlauf analog der Karte von 1701 auch zusätzlich mit dem Geoportal BW-LiDAR abgeglichen. Dort ist zwar *Schönenbuchen/Entenschwand* ohne namentliche Bezeichnung, aber klar mit dem Symbol *Höf* gekennzeichnet – und so im Gesamtbild der namentlichen aufgeführten Orte der Umgebung eindeutig zuweisbar.

So lassen sich als reine Arbeitshypothese vor allem Rückschlüsse auf die ursprünglichen Angriffsrouten der Franzosen ziehen: mit großer Wahrscheinlichkeit erfolgte der erste Angriff am 21. Dezember 1672 auf den oberen (nördlichen) Teil von Schönau genau auf dieser neuen Route – mit eben schnellem Rückzug wieder über denselben Weg auf den *Hau*. Bevor die stationierten Bewacher der zwei Letzen – Schönen-

buchen und Wembach (jeweils rund einen Kilometer Fußweg entfernt) – reagieren konnten, hatten sich die Angreifer bereits wieder zurückgezogen. Zudem brauchten die französischen Kürassiere und Dragoner die Verteidiger nicht fürchten: lediglich die dem Hauensteiner-Kontingent angehörende Männer waren im Gebrauch mit Waffen geübt, ein Großteil der anderen Bewacher kaum oder gar nicht. Sie wären von den kampferprobten Reiter entweder niedergedrückt oder aus Sattel heraus mit Reiterpistolen niedergeschossen bzw. mit den schweren Kürassiersäbeln einfach niedergehauen worden. Zudem ist der ungewohnten Anblick einer auf sich zu galoppierenden Kavalleriereinheit in Angriffshaltung mit gezogenem Säbel so furchteinflößend, dass man lieber gleich Deckung sucht.

Der zweite Angriff am 2. Oktober 1673 führten die Franzosen erneut vom *Hau* aus – wobei ihr Angriffs- wie auch ihr Rückzugsweg durch ihre große Sternschanze auf der Passhöhe geschützt und gesichert wurde. Sollte sie auf dem Rückweg verfolgt werden, käme es spätestens hier zu einer Entscheidung. Talwärts folgten sie bis zur Abzweigung am *Lehbächle*, von dem sie dann dem Weg folgend – wiederum schnell und überraschend – den unteren Teil (südlichen) von Schönau niederbrannten. Da es in Schönau jetzt keine Beute mehr hergab, versuchte wohl eine kleinere französische Reiterabteilung weiter in Richtung Norden (Utzenfeld, Todtnau) auf Raubzug zu ziehen. Sie stießen aber an der besetzten Schönenbuchener Letze auf unerwartet erbitterten Widerstand und wurden dadurch in ihrem Weiterzug aufgehalten. Zwischenzeitlich waren die an der Wembacher Letze stationierten Verteidiger – welche von den Franzosen zunächst ja unbemerkt umgangen wurden – im Eilmarsch nach Schönenbuchen nachgerückt und konnten so (wie es übrigens auch auf dem Tafelbild dargestellt wird) – nun in Überzahl – von Süden her in den Rücken der Angreifer fallen. Es ist zu vermuten, dass es hier wirklich zu einem entscheidenden Kampf kam und die französische Reiterei möglicherweise ganz aufgerieben wurde.

1679 taucht ein weiterer massiver militärischer Bedrohungsfaktor für das gesamte Wiesental und das Markgräflerland auf: das von Vauban errichtete große Festungswerk Hüningen, das ab 1683 teilweise und ab 1691 voll einsatzbereit war.

Trotz ständiger Bitten der Schönauer wurden jedoch erst 1688 von den Kaiserlichen in Schönau eine Redoute an der Westseite des Tales und zwischen Wembach und Schönenbuchen weitere Schanzen und Wehrmauern errichtet. Auf der östlichen Seite der Wiese wurde ein Lager aufgeschlagen. 1695 ging es in Flammen auf und wurde wieder neu errichtet. Belegt war es mit 750 Mann und 150 Pferden für die kursächsischen Husaren (bis 1697). Bis zu 200 Männer aus der Talschaft mussten zur Wache abgestellt werden. *„Eine sehr harte Zeit brachten die Jahre 1688 –1698 für Schönau, Wembach, Todtnau, Fröhd und Wieden. Auf der Mühlmatte war ein Lager aufgeschlagen, in welchem sich das Fußvolk aufhielt. Die Reiter quartierten sich in den Bauernhöfen ein und betrogen sich auf eine, für Fremdestruppen unschickliche Weise. So sollen sie ihre Pferde in die Wohnstuben gestellt und die Einwohner in die Ställe getrieben haben.“*

Schönenbuchen: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“

Ich gehe davon aus, dass das Tafelbild das Ergebnis all' dieser Erfahrungen – speziell in den Jahren 1672 und 1673, aber auch schon aus dem Jahre 1634 – sammelt und mit einer klaren Botschaft versieht. Denn was zeigt das Motivbild?

Zunächst rückt der Maler einige wenige, aber eindeutig *zivile* Schwarzwälder Bauern (also keine paramilitärische uniformierte Bauernmiliz) in den Mittelpunkt, die aus der Deckung heraus *Krähenfüße* auf eine Reitertruppe werfen, die sich daraufhin gegenseitig meuchelt. Während links und rechts der Reiterei jeweils eine sehr große Anzahl Habsburgisch-Vorderösterreich zuzuordnendes Fußvolk, mehrheitlich als Pikeniere steht – wobei deren Anführer lediglich staunend auf das Geschehen hinweisen, alle passiv zuschauen, aber kein Befehl zum Angriff bzw. aktiven Eingreifen gegeben wird. Die beiden Gruppen agieren als reine Beobachter und greifen *unbegreiflich* eben nicht in das Geschehen ein. Und dennoch sind die wenigen Bauern erfolgreich: scheinbar ohne zusätzliche Waffengewalt zwingen sie mit einfachsten Mitteln und rein defensiv den feindlichen Angreifer in die Knie – und nicht nur das: sie vernichten diesen bzw. überlassen ihm auch noch die gegenseitige Tötung bis zum letzten Mann. Wobei alle nicht töten, keiner Blut an den Händen hat, keiner gegen das christliche Gebot verstößt, keiner einem Feind auch nur ein Haar krümmt, in auch nur im entferntesten berührt – und dennoch werden alle Reiter am Ende der Schlacht, die keine ist, tot auf der Erde liegen und ihre Blutströme werden die Wiese bis nach Klein-Hüningen rot färben.

Das ist wirklich „*sagenhaft*“ und widerspricht jeder praktischen Erfahrung, dass es beim bloßen Ausstreuen oder Auslegen von *Krähenfüßen* zu solch einer Reaktion unter den betroffenen Reitern und einem anschließenden tödlichen Gemetzel kommen kann, an dessen Ende sich alle gegenseitig umgebracht haben. Wobei das Bild eben das reale Geschehen nach dem Ausstreuen der *Krähenfüße* völlig ausblendet, heißt: das brutale, gnadenlose und *unchristliche* Totschlagen der von den scheuenden und hochsteigenden Pferden abgeworfenen Reiter. Die, benommen vom Sturz aus dem Sattel, möglicherweise noch getroffen vom Huf eines durchgehenden Pferdes, niedergedrückt durch die schwere Rüstung, als allerletztes nur noch die blanken Zinken einer Mistgabel oder das sorgsam scharf-gedangelte Sensenblatt wahrnehmen, das ihnen den Tod bringt.

Um das ganze *unchristliche* Töten, nein: *Abschlachten* mit Mistgabeln, Sensen, Metzgermessern und Handbeilen „*sagenhaft*“ noch mehr zu verschleiern, berichtet die Sage davon, dass die Schwarzwälder Bauern in Wirklichkeit verkleidete Engel gewesen seien. Also Engel, Schutzengel, himmlischer, göttlicher Beistand, und damit ein gerechtes Urteil Gottes, quasi ein Gottesurteil und damit keine Blutschuld, keine Sünde, kein Verstoß gegen das christlich-katholische Gebot: *Du sollst nicht töten*, kein einziger Blutstropfen an den eigenen Händen, kein Blut an den Waffen – obwohl sich die *Wiese bis Klein-Hüningen rot gefärbt* haben soll. Mir fällt dazu nur ein: „*Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen*“ aus Friedrich Schillers Dramen „*Die Jungfrau von Orleans*“ 1. Akt, 9. Auftritt.

Da sich aber solche Wunder nicht zwangsläufig wiederholen (lassen) und der Gottesbeistand – trotz tiefen Glaubens – nicht immer und überall und zu jeder Zeit allgegenwärtig sein kann und im wahrsten Sinne des Wortes bis ins Innerste schmerzlichst gebrandmarkt durch die zudem noch wiederholte traumatischen Erfahrung gleich mehrfachen Brandschatzungen, vermittelt das Motivbild aber auch die kaum in Worte fassende Dringlichkeit, Schönau und das Tal besser militärisch zu schützen: mit der ständigen Stationierung von Reichstruppen vor Ort (war dann aber auch kein Zuckerschlecken für die Talbewohner) und der räumlichen Ausweitung der Schutzlinien in Richtung Westen, also dem sofortigen Bau der „*Vorderen Linie*“, um Schönau endlich effektiv und nachhaltig zu schützen. Was ja dann auch – zwar durch die traditionell

finanzielle Klammtheit des über 900 Kilometer entfernten kaiserlichen Hofes zunächst – wie schon mehrfach angemerkt – erst mal bis 1688 (erste Stationierung von Reichstruppen) verzögert umgesetzt – dann aber tatsächlich ab 1693 (Bau der *Vorderen Linie*) dennoch wirksam wurde.

Die Überlegung, ob das mehrfache Niederbrennen von Schönau möglicherweise auch im Zusammenhang mit dem wiederholten Widerstand an der Letze zu sehen ist, bleibt offen. Allerdings erinnern die Ereignisse in Schönau stark an die Vergeltungsaktion im Münstertal, wo Schweden die Stadt Münster mit 70 Häusern und auch das Kloster St. Trudpert im Zuge einer Vergeltungsaktion wegen zivilen Widerstandes dem Erdboden gleich gemacht wurde. Inwiefern die dann 1677/78 nochmals erfolgten neuen Angriffe auf Schönau möglicherweise auch eine militärisch-sanktionierende Vergeltungs- oder Strafaktion für das Geschehen an der Schönenbuchener Letze im Jahr 1673 war oder dieser anderer strategisch-taktischer Überlegungen der Franzosen folgte, bleibt offen. Jeder Einfall und ein damit verbundener Überfall z. B. auf Schönau – Taktik der Nadelstiche - bedeutete für die kaiserlichen, Truppenteile zu verlegen, eigene Angriffspläne zu verschieben, neue Versorgungsstrukturen aufzubauen und die eigenen Stellungen durch Abzug zu schwächen. Und für Schönau jedoch nochmals eine extrem schmerzliche Erfahrung ihrer absoluten Schutzlosigkeit. Wobei ich noch ergänzend anmerke: mit der Niederlage der Schweden bei Nördlingen im August 1634 erfolgt mit deren Rückzug aus unserem Raum auch ein systematisches Zerstören der vorhandene Siedlungs- und Infrastruktur – vor allem durch Feuerlegen in den Weilern, Gehöften und Dörfern. Den Kaiserlichen sollten keine verwert- und nutzbaren Objekte für die Einquartierung, Unterkunft, Biwakierung oder den Aufbau eines Feldlagers vorfinden, es sollten keine Nahrungsmittel für Mensch und Tier sowie keine schnell nutzbaren, strategisch wichtige Punkte oder Versorgungsbasen zur Verfügung stehen – ganz nach dem *Prinzip der verbrannten Erde*. Möglicherweise ist dies auch bei Schönau der Fall. Leider habe ich für das Jahr 1634 keine genauen Monatsdaten finden können, um hier eine zutreffende Einschätzung zu leisten.

Die Anlehnung der Sagen an das Jahr 1444 und die Armanjaken interpretiere ich als Analogie zur Situation der Schönauer: der übermächtigen Anzahl von (französischen) Angreifern steht ein geringe Zahl von Verteidigern gegenüber, die sich nur mit einfachsten Mitteln wehren können – aber so mutig den Feind angehen, dass dieser zurückweichen und aufgeben muss, bzw. dabei sein Leben lässt. Gleichzeitig war aber die Schlacht bei St. Jakob auch ein über die Region hinaus wirkendes Ereignis, das damit die Grundlage für die danach boomartig einsetzende Nachfrage nach Schweizer Reisläufern – den „*Mercedes unter den Söldner*“ (wie es ein Schüler formulierte) – als europaweit gesuchte Reisläufer schuf und der „*menschliche Exportschlager*“ der Eidgenossen wurde. An solch einem für die damalige Zeit *weltbewegenden* Ereignis heften sich dann natürlich auch gerne Sagen an.

Ich ordne die Entstehung der Votivtafel zwischen 1675 und 1685 ein, da sie auch bereits schon im 1699 erstellten Neubau der Kapelle vorhanden und somit bereits in der ursprünglichen Kapelle aufgestellt war. Unter Einbeziehung des seltenen Flurnamens „*Schwedengrab*“ sowie den Krähenfuß-Funden sehe ich das heutige Kapellenareal als den Ort an und das „*Schwedengrab*“ als Ruhestätte jener „*Schweden*“ (die auch Franzosen sein können), welche vermutlich um 1673 dort in einen Hinterhalt gerieten. Möglicherweise war diese Votivtafel und ihre nachhaltige Wirkung auf die Wallfahrer wie auch möglicherweise für vorderösterreichische Beamte und Militärs der letztlich doch entscheidende Impuls dafür, dass man von Seiten des habsburgischen

Reiches Schönau – im wahrsten Sinne des Wortes – aus der Schusslinie und somit hinter die schützende *Vordere Linie* zog.

Gleichzeitig ist sie ein exemplarisches Beispiel, wie manipulativ eine ursprüngliche Bildbotschaft durch einfaches Übermalen nachhaltig *umgewidmet* werden kann. So werden die ursprünglichen Angreifer *neutralisiert* und neue, nun beliebig bestimmbare Feindbilder aufgebaut und damit möglicherweise auch propagandistisch nutzbar – eben als *alternative Fakten*.

Wobei die Sagenwelt nach Jahrhunderten – also erst recht spät – dieses Tafelbild als willkommener „*Aufhänger*“ entdeckte. Sagen und Märchen sind nicht nur literarische Quellen, sondern können auch mit dazu beitragen, gemeinsame politisch-nationale Wurzel zu bilden. Mit einer solchen Zielsetzung arbeiteten so z. B. auch die Brüder Wilhelm und Jacob Grimm (1847) an ihren Märchen- und Sagensammlungen, um so über die Erforschung der deutschen Kulturgeschichte gemeinsame kulturell-verbindende Identitäten für die damaligen deutschen Kleinstaaten zu schaffen – in einer Zeit der Restauration und zu Beginn des Vormärz. Die Forderungen: nationaler Einheit, Freiheit und Volkssouveränität und Widerstand gegen die restaurativen Bemühungen des Deutschen Bundes.

Losgelöst von diesen Gedanken spielte aber auch die Kirche eine gewichtige Rolle – sei es in der bewussten (Aus-) Nutzung laienhafter Wundergläubigkeit auf der Basis einer ländlichen Bildungsferne oder in der massiven Verstärkung und Instrumentalisierung *scheinbarer* konfessioneller Glaubensunterschiede – mit der entsprechenden Ab- und Ausgrenzung. Und auf der Basis einer gezielt gepflegten Gemengelage aus weltlicher und klerikaler Macht damit in letzter Konsequenz die Voraussetzung dafür schuf, was dann daraus folgte: der 30-jährige Krieg.

[Schönenbuchen: Mythos St. Jakob 1444, fake news und alternative Fakten.](#)

Um die Zusammenhänge in Schönenbuchen besser verstehen zu können, ist es sinnvoll, sich gerade hier kurz mit dem Phänomen „*Mythos*“ auseinanderzusetzen.

Dazu ein kurzer Blick in Wikipedia: „*Ein Mythos ist in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Erzählung. Im religiösen Mythos wird das Dasein der Menschen mit der Welt der Götter oder Geister verknüpft. Mythen erheben einen Anspruch auf Geltung für die von ihnen behauptete Wahrheit. In einem weiteren Sinn bezeichnet Mythos auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung oder auch einfach nur eine falsche Vorstellung oder Lüge. So wird etwa das Adjektiv „mythisch“ in der Umgangssprache häufig als Synonymbegriff für „märchenhaft-vage, fabulös oder legendär“ verwendet.*

Anders als verwandte Erzählformen wie Sage, Legende, Fabel oder Märchen gilt ein Mythos als eine Erzählung, die Identität, übergreifende Erklärungen, Lebenssinn und religiöse Orientierung als eine weitgehend kohärente Art der Welterfahrung vermittelt.

Das Christentum betrachtete den Mythos überwiegend als konkurrierende heidnische Theologie; doch aufgrund einer gewissen Toleranz überlebte er. Damit erfüllten die Mythen ähnliche pädagogische Funktionen wie die christlichen Legenden. Die christlichen Vorstellungen der Prädestination gehen dagegen von den fortbestehenden

Möglichkeiten der Reue und verzeihenden Gnade aus, also von einer grundsätzlichen Freiwilligkeit, bei der Gut und Böse freilich genau definiert sind.

Die verlorene und zugleich beschworene Autorität des Mythos wurde zu einem wesentlichen Thema der Zeit. Vor allem in jungen Nationen wurde die Rekonstruktion und Sammlung nationaler Mythen zum Gegenstand einer nationalromantischen Dabeischeute man vor Fiktion nicht zurück. In der angestregten Suche nach Urmythen zeigt sich die eng begrenzte Wirkung der Aufklärung, die die Mythen als Formen von Priestertrug zu eliminieren suchte.

Der Mythos schafft Wissen durch Erzählung im Gegensatz zur wissenschaftlichen Erklärung, oft verbunden mit einem romantischen Glauben an die Existenz und Relevanz von Volksmärchen oder Volksliedern. Die mündliche Überlieferung von Mythen wurde daher oft als Beleg für gemeinsame Autorschaft und uraltes Einvernehmen eines „Volks“ gesehen.

Im selben historischen Zusammenhang steht die Rechtfertigung des Irrationalen gegenüber dem Rationalen. Als Gegensatz zum Mythos wird oft der Logos begriffen, der dem rationalen Diskurs zugänglich ist. Im Unterschied zur Historie lassen sich die Gegenstände des Mythos nicht nachprüfen und hängen eher mit einem kollektiven Glauben an seine Wirklichkeit oder Wahrheit zusammen.

Der Mythos als Kollektivvorstellung sei Ausdruck der Bindung von Gruppen an ihre Vergangenheit und zugleich ein Mittel, ihre Solidarität zu stärken.

Eng verwandt mit Mythen sind moderne Sagen (Urban Legends), Hoax sowie auch Verschwörungstheorien. Sie werden meist zu einem bestimmten politischen, psychischen oder sozialen Zweck konzipiert und tradiert. Während Legenden ursprünglich den (im Lauf der Erzähltradition modifizierten) Lebenslauf eines/einer Heiligen zum Kern haben, ist eine Sage „eine volksläufige, zunächst auf mündlicher Überlieferung beruhende kurze Erzählung objektiv unwahrer, oft ins Übersinnlich-Wunderbare greifender, phantastischer Ereignisse, die jedoch als Wahrheitsbericht gemeint sind und den Glauben der Zuhörer ernsthaft voraussetzen.“ (Gero von Wilpert)“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Mythos>

Greifen wir uns aus dieser längeren Zusammenfassung ein paar für uns wichtige Textpassagen heraus:

„In einem weiteren Sinn bezeichnet Mythos auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung“ – als „Ereignis“ gilt dies parallel zu St. Jakob genauso für Schönenbuchen. In beiden Fällen gewinnt es eine hohe symbolische Bedeutung: St. Jakob für die Eidgenossenschaft und Schönenbuchen für Schönau und das Wiesental.

„Anders als verwandte Erzählformen wie Sage, Legende, Fabel oder Märchen gilt ein Mythos als eine Erzählung, die Identität, übergreifende Erklärungen, Lebenssinn und religiöse Orientierung als eine weitgehend kohärente Art der Welterfahrung vermittelt.“

Ich beziehe die Begriffe „Identität“ und „religiöse Orientierung“ hier vor allem auf die Situation in Schönenbuchen und ergänze dies: „Der Mythos als Kollektivvorstellung sei

Ausdruck der Bindung von Gruppen an ihre Vergangenheit und zugleich ein Mittel, ihre Solidarität zu stärken.“

Genau diese Botschaft enthält das Tafelbild: nur auf der Grundlage des richtigen, rechten, und *natürlich* katholischen Glauben sowie auf der Basis der gemeinsam erlebten traumatischen Vergangenheit (schwedisch-französische Überfälle und Brandschatzungen, brutalste Übergriffe auf die Zivilgesellschaft) wird eine, alle Talbewohner zusammenschweißende Identität erreicht, die wiederum eine starke, große, und generationenübergreifende Solidarität auslöst, aber auch die Kraft zum (erneuten) gemeinsamen Widerstand vermittelt.

Und das nicht nur für das Wiesental! Denn es sind „*Schwarzwälder Bauern*“ – also erreicht die Botschaft weit mehr und weit mehr fühlen sich mit betroffen und solidarisch. Und das Ganze angesiedelt in einem zentralen Wallfahrtsort, dessen Wurzeln nicht nur bis zum Apostel Petrus und Gottesmutter Maria, sondern noch viel weiter in die Vergangenheit zurückreichen: bis zu einem heidnischen Heiligtum, dessen Gelände man als christliche Kirche dann dennoch so *tolerierte*, dass man es mit eine Kapelle „*überbaute*“. Ein Ort also, wo schon die Vorfahren seit Urzeiten Beistand, Schutz, und Hilfe fanden.

„Der Mythos schafft Wissen durch Erzählung im Gegensatz zur wissenschaftlichen Erklärung, oft verbunden mit einem romantischen Glauben an die Existenz und Relevanz von Volksmärchen oder Volksliedern. Die mündliche Überlieferung von Mythen wurde daher oft als Beleg für gemeinsame Autorschaft und uraltes Einvernehmen eines „Volks“ gesehen.“

Hier haben wir einen Hinweis auf die Verbindung von mündlicher Überlieferung und den Sagen (Volksmärchen), welche zusammen genommen die Deutung auf eine tatsächliche, uralte gemeinsame Herkunft implizieren, die aber real so nicht gegeben ist.

In Schönenbuchen wird der Mythos vom realen eidgenössischen St. Jakob mit den Armagnaken 1444 übernommen und weitergepflegt – sicherlich auch auf Grund einer gewissen „*Seelenverwandtschaft*“, die in ähnlich gelagerten traumatischen Erfahrungen wurzelt. Die geographische Nähe zu Basel sowie ihre Kontakte in den nachfolgenden Jahrhunderten als wichtige Zufluchtsfunktion in Kriegs- und Pestzeiten waren ebenso Basis für die Entstehung des Mythos-Ablegers, wie die Adaption des Inhalts, in dem eine kleine Gruppe gegen einen weit überlegenen Angreifer dennoch erfolgreich Widerstand leistet. Für den Wallfahrtsort Schönenbuchen ein absoluter Gewinn und eine sicherlich willkommene Aufwertung der Kapelle samt grösser werdendem Bekanntheits- und Beliebtheitsgrad.

Auch unter diesem Aspekt wird die Stellungnahme von Abt Gebert verständlicher: wollte er den Mythos Schönenbuchen nicht nachhaltig schwächen oder gar zerstören, durfte er auf keinen Fall den Überfall der Armagnaken klar widerlegen. Lügen wollte er wohl auch nicht – und so entschied er sich für „*alternative Fakten*“ – es könnte sich ja auch einen Schweizer Einfall handeln. Wobei ihm „*vermutlich*“ sicher sehr wohl bekannt war, dass die Basler Raubzüge im Wiesental nur bis Zell gingen bzw. ins Hochrhein- und vordere Wehratal führten, aber nicht nach Schönenbuchen! Also doch echte „*fake news*“? Oder lediglich ein „*ablenkender*“ Blick in die Geschichte St. Blasians, in der auch dort in Waldshuterkrieg (auch Schaffhauserkrieg) Eidgenossen das Kloster bedrohten: „*Am 6. Juli 1634 erfolgte der nächste Raubzug der Eidgenossen in den*

Schwarzwald, wobei das Kloster St. Blasien wegen seiner Treue zu den Habsburgern das Ziel war. In Bürglen und Indlekofen wurden Güter des Klosters geplündert. Bei Remetschwil trafen sie auf die Letze, die durch Hauensteiner Bauern verteidigt wurde. Nachdem sie diese Verteidigungslinie am 7. Juli mit den beiden Kolonnen von Schaffhausen und aus dem Sundgau genommen hatten, stand ihnen der Weg nach St. Blasien offen. Bei Häusern kam ihnen Abt Christoph von Greuth entgegen und konnte gegen eine Zahlung von 1500 Gulden die Eindringlinge zur Umkehr veranlassen. Auf ihrem Rückweg brannten sie Waldkirch nieder und besetzten Tiengen – ein Lehen des Hochstifts Konstanz an Bilgeri von Heudorf – mit 600 Mann. Der österreichische Hofmeister Jakob Trapp ersuchte aus Sankt Blasien die Stadt Freiburg um weiteren Zuzug und sprach die Befürchtung aus, dass der ganze Wald schweizerisch werden wolle.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Waldshuterkrieg>

Zurück zum Mythos Schönenbuchen: „...eine Sage „eine volksläufige, zunächst auf mündlicher Überlieferung beruhende kurze Erzählung objektiv unwahrer, oft ins Übersinnlich-Wunderbare greifender, phantastischer Ereignisse, die jedoch als Wahrheitsbericht gemeint sind und den Glauben der Zuhörer ernsthaft voraussetzen.“

Zumal man als Wallfahrer und gläubiger Christ nicht davon ausgehen kann und darf, dass an einem so geheiligten Wallfahrtsort nicht alles mit rechtgläubigen Dingen zugeht.

Der Mythos Schönenbuchen wird weiterleben – auch ohne Armagnaken! Und als Symbol für den entschiedenen Widerstand einer kleinen Gruppe, die sich als Zivilisten mit einfachsten Mitteln gegen einen übermächtigen militärischen Gegner stellt – und ihn erfolgreich bezwingt.

Wie in der biblischen Geschichte von David und Goliath. Und genauso wie der Mythos St. Jakob für die Schweiz – analog zum Mythos *Wilhelm Tell* – wohl unsterblich bleibt oder politisch-historisch genauso widersprüchlich ist wie der Mythos einer *neutralen* und immer schon *friedlichen* Schweiz. Leichter annehmbar bleiben als Mythos dagegen *Matterhorn* oder *Eigernordwand*...

[Schönenbuchen: Schweden als Franzosen und Franzosen als Schweden.](#)

„Der Holländische Krieg, auch Niederländisch-Französischer Krieg genannt, war ein gesamteuropäischer militärischer Konflikt, der von 1672 bis 1678 dauerte. Ausgelöst wurde der Krieg durch einen Angriff des französischen Königs Ludwig XIV. mit seinen Verbündeten darunter auch Schweden. Schweden war ein traditioneller Verbündeter Frankreichs. Um eine Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent zu verhindern, verbündeten sich Spanien und das Heilige Römische Reich mit den Niederlanden. Einige Teilkonflikte dieses Krieges gingen als eigenständige Konflikte in die Geschichte ein, wie der Dritte Englisch-Niederländische Seekrieg (1672–1674) und der Schwedisch-Brandenburgische Krieg (1674–1679). Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Swedeneinfall_1674/75

Im Volk wurde nachweislich nicht zwischen Schweden und Franzosen unterschieden, denn in beiden – 1634 wie auch 1673 stets engste Verbündete – sah man den gemeinsamen Feind, den selben Gegner und den gleichen Angreifer. Das „Schwedengrab“ kann also ein „Schwedengrab“, aber auch ein „Franzosengrab“ sein. Ich erinnere nur an den „Schwedentrunk“ oder die „Schwedenschanzen“ – beides gerne, aber fälsch-

licherweise, dem „Feind“ zugeordnet. „Raubende Soldaten zogen immer wieder durch unsere Täler, plündernd, sengend und mordend. Die Bergbewohner aber setzten sich zur Wehr, und mancher Schwede (Schweden nannte man zuletzt all das Raubvolk im Soldatenrock) wurde totgeschlagen und fand ein einsames Grab im Wald. In einem Scharmützel gegen die Schweden fiel 1638 Brosi Wetzler von Wembach. Bis in neuere Zeiten wußte unser Volk von solchen Schwedengräbern und von Orten, wo Einheimische ein grauenvolles Ende und Grab fanden.“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

Schönenbuchen: Zehn überdenkenswerte Gründe einer Neubewertung.

Zehn überdenkenswerte Gründe, um das Motiv-Tafelbild in Schönenbuchen neu zu bewerten:

- Ich konnte trotz umfangreicher Recherchen bislang keinen einzigen belastbaren Nachweis dafür finden, dass 1444 tatsächlich Armagnaken vor Ort in Schönenbuchen waren. Aus naheliegenden Gründen müsste St. Blasien entsprechende Hinweise auch für den konkreten Einsatz explizit als Hauensteiner Landfahnen und dessen Mannschaftskontingente für Schönau und Todtnau besitzen: dem ist aber (bis dato) nicht so. Dagegen sind 1444 die Raubzüge der Armagnaken ins Hochrheintal urkundlich belegt. Ebenso wie der missglückte Versuch, von dort über den Dinkelberg ins Wiesental zu gelangen. Ebenfalls spricht sich der historisch versierte Abt Gebert klar gegen eine Beteiligung der Armagnaken aus, ohne jedoch den *Mythos Schönenbuchen* faktisch in Frage zu stellen – er legt dafür bildlich gesprochen, wohl bewusst, eine „zweite Spur“.
- Es sprechen mehrere Indizien dafür, dass möglicherweise zwei für die Schönauer Bevölkerung traumatische Ereignisse – 1634 und 1673 – und mit nur 39 Jahren zeitlichem Abstand sehr wohl durch die *oral history* abgesichert, die thematische Ausgangsbasis für das Tafelbild schufen. Vor allem das Jahr 1673 ist wohl entscheidend, nachdem französische Truppen Schönau erneut überfallen und wiederum teilweise in Brand gesetzt hatten. Nur für diesen Zeitraum sprechen historische Quellen eindeutig davon, dass sich „die Schwarzwälder zur Wehr setzten und viele ihrer Feinde in den Engpässen erschlugen“. Wobei man zu diesen „Engpässen“ auch die Letze von Schönenbuchen zählen muss.
- Der noch 1953 nachgewiesene Flurname „Schwedengrab“ in Nähe der Kapelle als Standort der Letze sehe ich ebenfalls in engem Zusammenhang mit beiden Ereignissen – also 1634 wie auch 1673. Im Volk wurde nachweislich nicht zwischen Schweden und Franzosen unterschieden, denn in beiden – 1634 wie auch 1673 waren sie stets engste Verbündete – sah man den gemeinsamem Feind, den selben Gegner und den gleichen Angreifer. Das „Schwedengrab“ kann also ein „Schwedengrab“, aber auch ein „Franzosengrab“ sein. Ich erinnere nur an den „Schwedentrunk“ oder die „Schwedenschanzen“ – beides gerne, aber fälschlicherweise, nur dem schwedischen „Feind“ zugeordnet.
- Wichtig sind auch die gesicherten Funde historischer *Krähenfüße* (Seith/Böhler) auf dem fraglichen Areal – es wurde dort aktuell aus denkmalschutzrechtlichen Überlegungen (noch) nicht mit Detektoren auf weitere Funde abgesucht.

- Das scheinbar *weltliche* Tafelbild einer Schlacht ist in Wirklichkeit ein speziell vom Barock/Rokoko und katholisch geprägtes Motivbild einer wundersam-sagenhaft-himmlischen Rettung und bildet damit keinesfalls ein reales Kriegs- oder Kampfgeschehen ab.
- Kleidung und Bewaffnung der abgebildeten Personengruppen wurden im Stil des späten Barocks/Rokoko übermalt und entsprechen somit weder den damals tatsächlich eingesetzten Waffen noch den Uniformen/Trachten jener Zeit – sie lassen damit aber auch keine zeitlichen Schlussfolgerungen zu wie: „*Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit*“ (Böhler).
- Es handelt sich bei der Darstellung auch nicht um eine „*Schlacht*“ im eigentlichen Sinn, da hier nicht zwei Heere aufeinanderprallen. Dazu gehört auch, dass auch die Fußtruppen – bestehend aus den wehrfähigen Talbewohnern – nicht in das Geschehen eingreifen, sondern lediglich als passive Zuschauer fungieren. Dagegen wird das rein defensive Handeln einer zivilen Gruppe (ohne Uniform, Rüstung, Waffen) von Schwarzwälder Bauern an einer Letze mit dem bloßen Auswerfen von *Krähenfüßen* (Wurfeisen) im sog. *Kleinen Krieg* als besondere und entscheidende Form des zivilen Widerstands dargestellt, vergleichbar mit dem sog. „*Volkskrieg*“ der Guerillas und Partisanen.
- Die Interpretation, bzw. die klare heraldische Zuweisung über die dargestellten Feldzeichen (Fahnen, Wimpel), ist teilweise nicht mehr möglich, da mehrere entscheidende Objekte nachweislich und wohl bewusst übermalt wurden. Dies fördert nicht nur eine „*freie*“ Auslegung, sondern damit auch die Bildung eines zeitlosen Mythos. Wobei eben z. B. auch der Hauensteiner Landfahnen immer unter dem eigenen Feldbanner (Tanne) auftrat – auch dieser fehlt.
- Das Tafelbild vermittelt aber auch verschlüsselte Botschaften und Hinweise auf die Zeit seiner Entstehung bzw. Hinweise auf das abgebildete Ereignis. Dazu zählen: das brennende Haus, Kleidung und Bewaffnung, die Fahne mit dem Georgskreuz, die Positionen von Fußvolk und Reitern sowie die Fahne von Rheinfelden.
- Die Wurzeläste der Sagenwelt ziehen im Fall Schönenbuchen ihre Inhalte erkennbar aus zwei völlig unterschiedlichen Epochen und mit zwei völlig unterschiedlichen Personengruppen. Deshalb wird aus diesem Konvolut ein völlig neues Sagenbild konstruiert, das beide Erfahrungen verbindet. Dabei wird der Ort und das Geschehen neu bestimmt: während die realen Ereignisse sich zwischen 1634 und 1673 abspielten (also sehr wohl noch innerhalb dem überprüfbareren Zeitraum der mündlichen Überlieferung), projiziert man den neuen Inhalt weit zurück ins Jahr 1444. Obgleich die *oral history* erfahrungsgemäß jedoch nur einen Zeitraum von höchstens 100 Jahren abdeckt. Eine tragfähige Aussagekraft oraler Überlieferungskontinuität – am besten gleich noch über mehrere Jahrhunderte – ist wissenschaftlich deshalb nicht belastbar. Sagen müssen daher vor allem (Stichwort Quellenkritik) immer in der Zeit gesehen werden, in der sie an die Öffentlichkeit treten. Dabei werden sie oft ideologisch instrumentalisiert und gezielt in einen engen Zusammenhang von Mythos, Tra-

dition, Verherrlichung, Patriotismus und Nationalismus gestellt, gepaart mit einer restaurativ-idealisierten Rückbesinnung auf vergangene Zeiten (Griechen, Römer, Germanen), um sich so auf (scheinbar) gemeinsame nationale Wurzeln zu berufen, welche zur Identitätsstiftung beitragen sollen.

Wie alles zusammenhängt und zusammenspielt...

- 1304 Abor dicta dui Schoenbuoch (Kapelle Schönenbuchen).
- 1337 Ob der Schoenenbuochen (Kapelle Schönenbuchen).
- 1433 Einungsvertrag der Vogteien für den Hauensteiner Landfahnen.
- 1444 Schlacht bei St. Jakob an der Birs bei Basel.
- 1446 Basler Raubzug bis nach Zell.
- 1471 Verpfändung des Hauensteiner Landfahnen an Burgund.
- 1488 Wallfahrtskapelle von Schönenbuchen wird in einem Berain erwähnt.
- 1536 Letze und Letzegraben bei Schönenbuchen in einem Berain erwähnt.
- 1541 Abt Caspar I. Müller (1541-1571).
- 1618 Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648).
- 1632 Schwedische Truppen legen St. Trudpert und 70 Häuser in Schutt und Asche.
- 1633 Schweden besetzen die Waldstädte. Kaiserliche plündern Heubronn.
- 1634 Schlacht bei Nördlingen. Schönau wird in Brand gesetzt – Kampf an Letzen.
- 1635 Frankreich tritt als enger Verbündeter der Schweden in den Krieg ein.
- 1637 Schönauer bei Schanzarbeiten der Kaiserlichen in Klein-Hüningen
- 1638 Schweden besetzen die Schanzen bei Klein-Hüningen und zerstören sie.
- 1640 Markgraf von Baden verkaufte Klein-Hüningen an Basel.
- 1643 Schwedische Soldaten stecken die Gschwender Mühle in Brand.
- 1648 Ende des Dreißigjährigen Krieges
- 1655 Klage über den schlechten Zustand der Wallfahrtskapelle.
- 1659 Neue Glocken der Wallfahrtskapelle werden eingeweiht.
- 1671 Pater Gebens Studien über Schönau.
- 1672 Französisch-Holländische Krieg(1672 - 1679)
- 1673 Kaiserliche Truppen im Tal
- 1675 Tafelbild der Kapelle entsteht (1675/85).
- 1677 Franzosen stecken den oberen nördlichen Teil von Schönau und
- 1678 den unteren südlichen Teil von Schönau in Brand. Kampf an der Letze.
- 1679 Vauban beginnt den Bau der Festung Hüningen (Vollendung 1691).
- 1688 Pfälzische (auch Orléanische oder Neunjährige) Krieg (1688 - 1697).
- 1690 Sperrmauer an der Letze von Schönenbuchen (bis 1697).
- 1691 Festungswerk Hüningen vollendet.
- 1693 Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden baut Vordere Linie aus.
- 1694 Hüningen baut rechtsrheinischen Brückenkopf (Schusterinsel).
- 1695 Kaiserliches Heerlager Schönau geht in Flammen auf.
- 1699 Neubau der Wallfahrtskapelle wird vom Weihbischof von Konstanz eingeweiht.
- 1701 Spanische Erbfolgekrieg (1701- 1714).
- 1706 Stärke des Hauensteiner Landfahnen: 900 Mann.
- 1716 Pater Reginbert Klump, Administrator in Schönau.
- 1727 Restaurierung des Tafelbildes (oder 1771).
- 1732 Pater Joh. Evangelist Stocker, Klosterarchivar, Administrator, Kopialbuch.
- 1736 Grenzkonflikt bei Hüningen: Baslerisch-französischen Lachsfangstreit.
- 1771 Restaurierung des Tafelbildes (oder 1727).
- 1780 Neubau der Kapelle.
- 1782 Bauliche Erweiterung der Wallfahrtskapelle.

1783 Abt Martin Gerbert (Hinweis auf Schweizer statt Armagnaken).
1813 Erster Sagen-Hinweis auf die „Schlacht bei Schönenbuchen“.
1816 Hinweis auf Johann von Werth als Sieger der „Schlacht bei Schönenbuchen“.
1847 Märchen- und Sagensammlungen der Gebrüder Wilhelm und Jacob Grimm.
1868 Hinweis auf Johann von Werth als Sieger der „Schlacht bei Schönenbuchen“.
1887 Weiterer Sagen-Hinweis auf die „Schlacht bei Schönenbuchen“.
1893 Originale Krähenfüße werden im der Schönauer Kirchturm aufbewahrt.
1898 Weitere Renovierungsarbeiten an dem Tafelbild.
1919 Sage vom „Schwedenstein“ bei Schönau
1954 Hinweis auf Flurname „Schwedengrab“ bei Schönenbuchen.
1956 Kapelle wird restauriert.
1982 Sagensammlungen mit der „Schlacht bei Schönenbuchen“
1989 Sagensammlungen mit der „Schlacht bei Schönenbuchen“

Primär- und Sekundärliteratur

Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954

Bruckner, Daniel (1751): „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel – Stück 6 (1751) Klein Hüningen“, 4 Kupferstichillustrationen, mehrere Holzschnittillustrationen im Text Klein Hüningen. Basel.

Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, 305 Seiten.

Bürgi, Jost (1983): „Die Letzinen der Urkantone - ein Verteidigungssystem aus der Zeit der Bundesgründung“, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz:

Deeke, D. W. (1920): „Der Landhag auf dem Säckinger Hotzenwald“, in: Mein Heimatland, 7, Jahrgang, Heft 1/2, Seite 21 – 27.

Eberlin, August (1878): „Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Eichberg, Henning (1977): „Geometrie als barocke Verhaltensnorm - Fortifikation und Exerzitien“, in: Zeitschrift für Historische Forschung, Bd. 4, Nr. 1, S. 17 - 50.

Geiser, Werner (Hrsg.) (2000): *Ereignis – Mythos – Deutung: 1444 – 1994 St. Jakob an der Birs*, Basel.

Gerbert, Martin (1783): „*Historia Nigrae Silvae Ordinis Sancti Benedicti Coloniae*“. 3 Bände. St. Blasien 1783 - 1788.

Humpert, Theodor (1919): *Heimatkunde des Amtsbezirks Schönau im Wiesental*, Schönau.

Kleemann, Otto (1894): „*Die Linien (Linien-Verschanzungen) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahrhundert*“. Besonderer Ausdruck aus der „Allgemeinen Militär-Zeitung“, Darmstadt und Leipzig.

Kolb, Johann Baptist von (1816): *„Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder und überhaupt aller in irgendeiner Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten.“* 3 Bände, Karlsruhe.

Lais, Edmund (1931): *„Die Bevölkerung des Kirchspiels Schönau i. W. und ihre Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert“*, in: Das Markgräflerland, 2. Jhg., Heft 2.

Maissen, Thomas (2015): *„Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt“*. ISBN 978-3-03919-340-0.

Meyer, Werner (1995): *„Letzimuern und Landwehren im Spätmittelalter - Gestalt und Funktion“*, in: Stadt- und Landmauern, Band 1, Beiträge zum Stand der Forschung, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.1., Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.), Seite 107 - 116.

Musall, Heinz & Scheuerbrandt, Arnold (1980): *„Siedlungszerstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674 - 1714)“*, Beiwort zur Karte VI, 12, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Niklaus, Siegfried (1980): *„Dreißigjähriger Krieg 1620 - 1634/ 1635 - 1638/1639 - 1647“*, Beiwort zur Karte VI, 11, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Papke, Eva (1980): *„Bibliophile Werke zur Geschichte der Fortifikation vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in den Beständen des Armeemuseums der DDR“*, in: Militärgeschichte“, Berlin, 19 (1980), 1, S. 96 - 102.

Plassmann, Max (2000): *„Krieg und Defension am Oberrhein: Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693 - 1706)“*, Historische Forschungen, Band 66, Duncker & Humboldt, Berlin und Mainz, Univ. Diss. 1998, 706 Seiten.

Schaubinger, Clemens (1854): *Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwalde, bearbeitet von Clemens Schaubingern, Dekan und Stadtpfarrer zu Schönau*, Freiburg im Breisgau, Druck von Franz Xaver Wangler.

Seith, Karl (1935): *„Linien und Schanzen im südlichen Schwarzwald“*, in: Markgräflerland, Nr. 6, S. 23 - 24.

Seith, Karl (1953): *„Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“*, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 15. 1953, Heft 2. 1953, Seite 84.

Seith, Karl (1954): „*Das Bild in der Kapelle zu Schönenbuchen bei Schönau*“; in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16.1954, Heft 1.1954, Seite: 16

Sonderegger, Stefan (1988): „*Der Kampf an der Letzi: Zur Typologie des spätmittelalterlichen Abwehrkampfes im Bereich von voralpinen Landwehren*“, in: Revue Internationale d' Histoire Militaire, édition suisse, 65, S. 77 - 90.

Störk, Werner (2000): „*Fortifikation im Barock: Die Schanzen des „Türkenlouis“ im Südschwarzwald*“. In: Das Markgräflerland, 2009 Band 1, S. 13–80

Störk, Werner (2014): „*Die Sternschanze auf dem „Hau“ bei Neuenweg – eine absolute Rarität.*“ In: Das Markgräflerland, Band 2014, S. 76–84

Störk, Werner (2004): „*Die Barockschanzen des Türkenlouis im südlichen Schwarzwald.*“ In: Jahrbuch (der Stadt Schopfheim) 19, 2004, ISSN 0930-3146, S. 68–77

Storm, Peter-Christoph (1973): „*Der Schwäbische Kreis als Feldherr – Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732*“, Schriftenreihe zur Verfassungsgeschichte, Band 21. Berlin.

Winterer, Wilhelm (1915): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“, in : Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.

Winterer, Wilhelm (1916): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“. Inaugural-Dissertation, Freiburg, Caritas Druckerei.

Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 1. Die Schwarzwaldkammlinie*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 7, Jahrgang 36, S. 112 – 115.

Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 2. Die Schwarzwaldrandlinie gegen den Breisgau*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 11, Jahrgang 36, S. 177 – 180.

Wohleb, Joseph Ludolf (1940): „*Die Anfänge des Erdwehrbaues auf dem Schwarzwald*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Nr. 92, S. 256 – 27.

Wohleb, Joseph Ludolf (1941): „*Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen zu Beginn des Krieges 1701 - 1714*“, in: Schau-ins-Land, Jahrgang 67, Freiburg, S. 117 - 142.

Zähme, Volker (2000): „*Schnellkurs Barock*“, Verlag DuMont, Köln, 191 Seiten.

Stand 12.01.2021

Werner Störk Copyright © 2021